



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

15. JAHRGANG
APRIL-JUNI 1986



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Hubert Krins	
Die Freilegung des Ulmer Münsters und ihre Folgen Zur Geschichte und Gestalt des Münsterplatzes	49
Jürgen Michler	
Zur Innenrenovierung der Pfarrkirche von Eriskirch	58
Rainer Laun	
Historische Hauseingänge – Türen, Tore und Portale im Rhein-Neckar-Kreis	66
Ingo Stork	
Friedhöfe der Merowingerzeit – historische Quellen, Bestand und Gefährdung	79
Personalien	84
Mitteilung	84

LANDESDENKMALTAG BADEN-WÜRTTEMBERG 1986

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wird am 27. und 28. Oktober 1986 in Mannheim den zweiten „Landesdenkmaltag“ veranstalten.

Die Themen der Tagung befassen sich mit Stadtarchäologie und mit Technischen Kulturdenkmälern unter der Devise der Substanzerhaltung. Dazu konnten Referenten aus dem Partnerkreis der Denkmalpflege gewonnen werden. Auch diesmal sollen Exkursionen das Gehörte durch Anschauung vertiefen.

Die Fachtagung wendet sich an Vertreter aller an Denkmalpflege und Denkmalschutz beteiligten Berufsgruppen und Institutionen. Der angesprochene Kreis erhält gesonderte Einladungen.

Auskünfte: Landesdenkmalamt BW, Ref. 32, Mörikestr. 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47 23 83

Titelbild: Eriskirch, Bodenseekreis, Pfarr- und Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau. Der Blick in den Chorraum läßt das Ensemble aus Spätgotik und Barock deutlich werden. Zum Beitrag Jürgen Michler: Zur Innenrenovierung der Pfarrkirche von Eriskirch.

Hubert Krins: Die Freilegung des Ulmer Münsters und ihre Folgen

Zur Geschichte und Gestalt des Münsterplatzes

„Damit ist der Münsterplatz ganz freigelegt und einer späteren Generation die Möglichkeit gegeben, ihn – wieder zu überbauen!“ (Ulmer Bilderchronik, Mai 1881)

Zum sechsten Mal unternimmt die Stadt Ulm den Versuch, die Mitte der Altstadt, den im 19. Jahrhundert entstandenen Münsterplatz umzugestalten. Im Herbst 1986 werden die Ergebnisse eines Wettbewerbs erwartet, zu dem zehn Architekten des In- und Auslands aufgefordert worden sind, die Entwürfe besonderer künstlerischer Qualität zu liefern versprechen. Wieder einmal lautet die Aufgabe, das Umfeld des Münsters städtebaulich neu zu ordnen. Im Zentrum der Bemühungen steht dabei der Bereich vor dem Münsterturm, dem höchsten Kirchturm der Welt.

Das Unbefriedigende des heutigen Zustands ist das Ergebnis einer langen Kette von Veränderungen. Die älteste uns erhaltene Darstellung, eine Vogelschau aus der Zeit um 1597 (Abb. 1), zeigt diesen Platz in völlig anderer Gestalt. Vor dem Münster ist ein großer Baukomplex zu erkennen, das 1229 gegründete Barfüßerkloster, nördlich davon ein Platz mit dem Löwenbrunnen von 1590. Diese Situation blieb in den folgenden drei Jahrhunderten nahezu unverändert bestehen. Dem Klosterbereich wurde 1611 zum Platz hin eine Ladenzeile vorgebaut. Den östlichen Abschluß des Platzes bildete neben der Westfront des Münsters mit ihrem unvollendeten Turm der asymmetrische Giebel der alten Münsterbauhütte (Abb. 2). Auf einem „Prospekt“ von 1739 ist südlich des Münsters ein hohes Haus mit einem Staffelturm zu erkennen, dessen Anbau seinen Giebel wiederum zum Münster wendet.

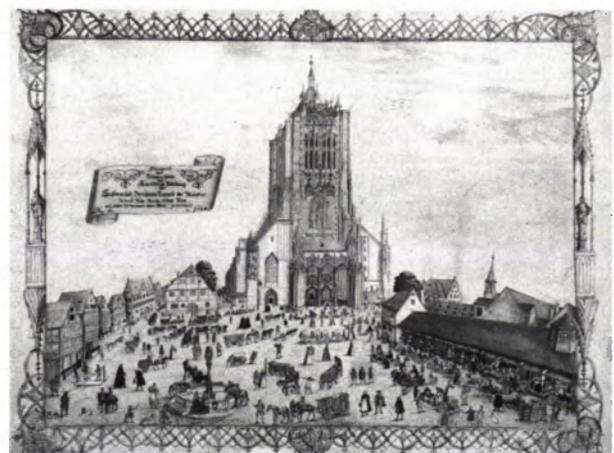
Ein Ausschnitt des Stadtplans von 1808 (Abb. 3) verdeutlicht die Situation: er zeigt zwei etwa trapezförmige Plätze, nämlich im Norden den Münsterplatz und im Süden den Holzmarkt (Abb. 4). Vor der Südwestecke des Münsters berühren sich beide Plätze, an einer Engstelle von nur etwa 15 m Breite. An den übrigen drei Seiten ist das Münster vom ehemaligen, ummauerten Kirchhof umgeben; um 1597 zeigt die Kirchhofsmauer im Südwesten sogar Zinnen. Im Norden steht außer der Bauhütte weiter östlich noch ein Stadel der reichsstädtischen Bauverwaltung, im Südosten die Valentinskapelle. Alle Ansichten zeigen darüber hinaus, daß der Kirchhof von einem guten Dutzend großer Linden bestanden war. Bestattet hatte man offensichtlich nur auf dem südlichen Kirchhof.

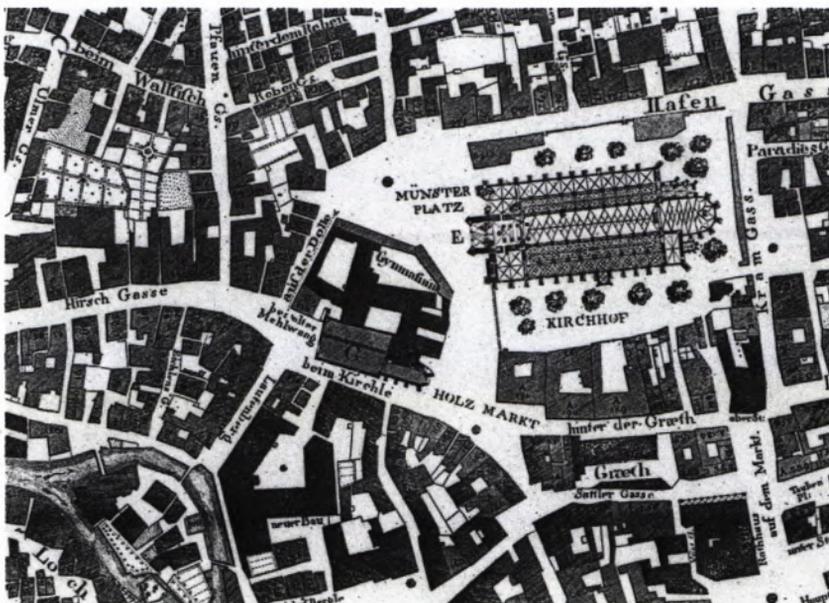
Es wäre nun falsch, diese beschriebene Situation als Urbestand des mittelalterlichen Stadtkerns zu betrachten. Sie enthält vielmehr Strukturen höchst unterschiedlichen Alters. Zum ältesten Bestand dürfte die südliche Randbebauung „beim Kirchle“ und am Holzmarkt gehören. Sie folgt der westöstlichen Hauptstraße der stauischen Kernstadt und führte etwa am Südwesteck des (späteren) Klosterkirchenschiffes auf ein Stadttor, das Löwentor der wohl noch im 12. Jahrhundert entstanden und für 1227 bezeugten Stadtbefestigung. Von hier aus zog die Stadtmauer in einem weiten Bogen Richtung Hafengasse. Die Häuserflucht im Westen und Norden des Münsterplatzes spiegelt diesen Verlauf, liegt aber außerhalb des ehemaligen Stadtgrabens, im Gebiet der 1316 begonnenen Stadterweiterung. In dieser Nordwestecke des stauferzeitlichen Ulm wurde ab 1229 das Barfüßerkloster angesiedelt, wahrscheinlich unter allmählicher Aufgabe einer Wohnbebauung nörd-

1 ULM. Ausschnitt aus einer Vogelschau um 1597.



2 PROSPEKT DES MÜNSTERPLATZES. Aquarell von Joh. Jak. Merckh, 1739.





3 AUSSCHNITT aus dem Stadtplan von Schlumberger, 1808.

lich der auf das Löwentor zuführenden Straße. Sicher ist, daß auch zur Errichtung des Münsters ab 1377 Wohngebäude abgerissen wurden, deren Keller z. T. unter dem Münster nachzuweisen sind.

So zeigen sich in der vielschichtigen Entwicklung dieses Stadtviertels kaum Elemente einer Stadtplanung, sondern die eher zufälligen Folgen der Standortentscheidungen für das Kloster und das Münster, wobei „zufällig“ nicht mit „willkürlich“ gleichzusetzen ist: die unregelmäßige Form der Plätze, die Art ihrer Randbebauung und die vom Hauptstraßensystem abgerückte Stellung des Münsters entsprechen ganz dem mittelalterlichen Städtebau Südwestdeutschlands.

Ersten Funktionswandel brachte das Zeitalter der Reformation. 1526 wird der Friedhof am Münster aufgegeben, wenig später, nach dem Abzug der Franziskaner 1531, das Gymnasium in den Klostergebäuden untergebracht. 1558 richtete man zwischen den südlichen Seitenschiffstrempeln des Münsters Läden ein (Abb. 5). Fortan diente der südliche Kirchhof im eigentlichen Sinn als „Münsterplatz“, wie es das Aquarell aus dem Jahr 1741 eindrucksvoll vor Augen führt.

Bald nach dem Verlust der reichsstädtischen Freiheit

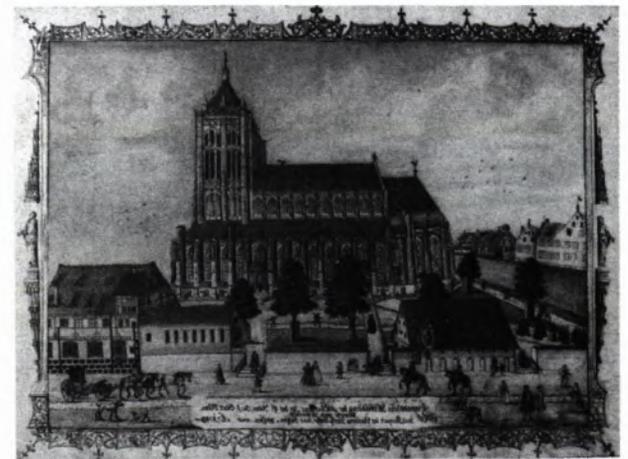
setzten gravierende Veränderungen im Umfeld des Münsters ein. Das Stadtkommissariat Bayerns, zu dem Ulm von 1803–1810 gehörte, schlug vor, „den schönen Platz um das Münster herum, d. h. den ganzen Kirchhof, frei zu machen, die Eingangsbögen zu beseitigen, den Platz mit Gittern zu umfassen, die Bäume so zu richten, daß Sonne und Luft in die zu bildende Promenade eindringen könne... die Kramläden beim Münster wegzuschaffen.“ 1805 folgt der Vorschlag, zur leichteren Tilgung der Schulden entbehrliche städtische Gebäude abzurechen. Erstes Opfer dieser aus klassizistisch-städtebaulichen und fiskalischen Gründen gespeisten Bestrebungen wird der Ölberg. 1807 fällt er mitsamt der westlichen Kirchhofmauer und der außerhalb angebauten Polizeiwache.

Damit wurde an einer wichtigen Nahtstelle die bis dahin wirksame Trennung zwischen dem Kirchhof und dem Holzmarkt aufgehoben. Ansichten des frühen 19. Jahrhunderts zeigen statt der Mauer einen Zaun (Abb. 4). Es ist dies der erste Schritt zur Auflösung des mittelalterlichen Raumgefüges im Umgebungsbereich des Münsters. Bewußt oder unbewußt wird die Herauslösung des Münsters aus seinen stadträumlichen Bindungen, seine „Befreiung“, zum Leitmotiv der folgen-

4 DER HOLZMARKT 1817. Lithographie v. Joh. Hans.

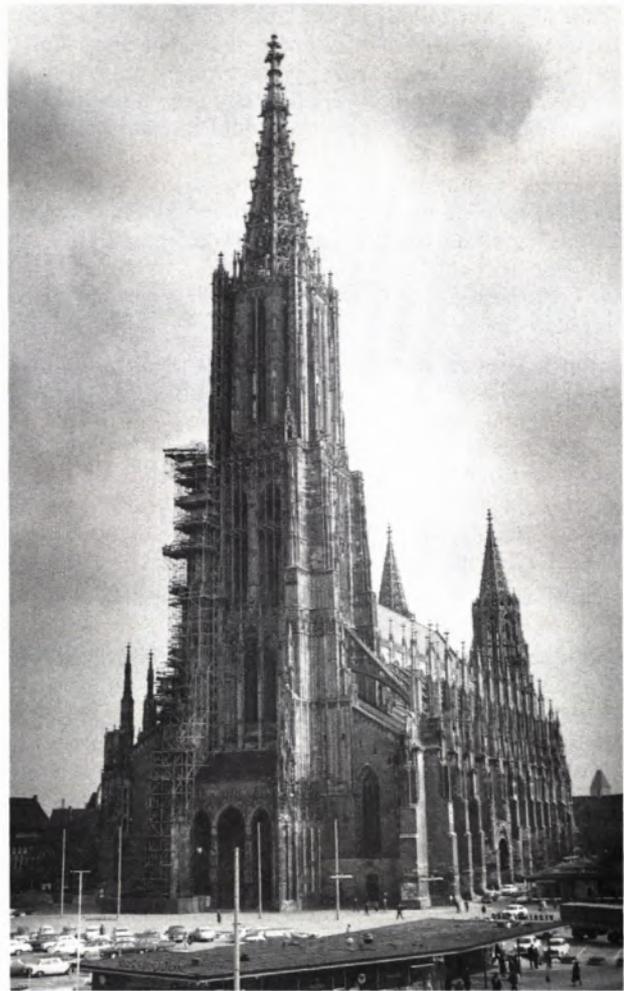


5 DAS MÜNSTER VON SÜDEN. Aquarell von Joh. Jak. Merckh, 1741.





6a DAS MÜNSTER nach dem Abbruch des Barfüßerklosters, um 1879/80.



6b DAS MÜNSTER mit vollendetem Westurm.

den Zeit. Abbrüche und Kriegszerstörungen wirken dabei in verhängnisvoller Weise zusammen. Selbst die Nachkriegszeit trägt noch ihren Teil zur „Freilegung“ bei, als zu Beginn der 60er Jahre ein Eckhaus an der Kramgasse, unmittelbar hinter der Valentinskapelle, beseitigt wird.

Dies war nur das letzte Glied einer langen Kette von Abbrüchen: 1817 folgt nach dem Ölberg aus Anlaß des dritten Reformationsjubiläums die Roth'sche Kapelle mitten in der Südfront des Münsters, in den 1860er Jahren werden die alten Linden beseitigt, bis 1871 die Kramläden mit dem Valentinstor an der Kramgasse („Bis 1. Mai muß tabula rasa sein“, schreibt die Ulmer Bilderchronik), schließlich – wohl zum 500jährigen Münsterjubiläum – die Läden zwischen den Strebepfeilern.

Der entscheidende Abbruch aber war der des Barfüßerklosters. Im Zusammenhang mit der Wiederaufnahme der Bauarbeiten am Münster tauchte 1873 erstmalig der Gedanke auf, das Münster freizulegen, „damit man das imposante Gebäude überschauen kann“. Eine Kommission, der u. a. der Stuttgarter Hofbaudirektor von Egle angehörte, meinte, „die Barfüßerkirche sei kein archäologisches Baudenkmal, welches um seines Alters oder seines Baues willen erhalten werden soll. Vielmehr müsse sie fallen, um den herrlichen Münsterturm in seiner ganzen Bedeutung und Größe zu erfassen“. Offen-

sichtlich versuchte man in Ulm, dem Vorbild Köln nachzueifern, wo in den Jahren 1847/48 der westliche Domplatz Gestalt angenommen hatte. Gegen den Abbruch der Klosterkirche wandten sich örtliche Stimmen und auch Landeskonservator Eduard Paulus, doch ohne Erfolg. Der Abbruch wurde 1875 vollzogen; sechs Jahre später fiel auch die neben der Westfassade der Kirche gelegene Mehlwaage: der Platz war frei!

Eine wesentliche Rolle für diese Freilegung spielte der Blickbezug von der Hirschstraße zur Westfront, zumal die Hirschstraße nach der Erbauung des Hauptbahnhofs zur neuen städtischen Hauptachse geworden war. Vom Bahnhof kommend bot sich dem Betrachter am Ende der Hirschstraße eines der großen Monumente deutscher Kunst in seiner Gänze dar, als würde der Vorhang vor einem erhabenen Bühnenbild weggezogen (Abb. 6a). Es liegt auf der Hand, daß der Ausbau des Münsterturms von vornherein im Zentrum der neuen Betrachtungsweise und Zielvorstellungen stand. Er wurde 1877 mit Nachdruck gefordert und in den Jahren 1885–1890 verwirklicht (Abb. 6b). Nicht nur dem Münsterausbau wurden große finanzielle Opfer gebracht, auch die Freistellung der Turmfront forderte einen hohen Einsatz, denn die Münsterbaukasse hatte der Stadt für entgangene Bauplätze eine Entschädigung in Höhe von 58 000 Gulden zu zahlen. Andererseits erhielt die Münstergemeinde das Recht, künftig jede Bebauung des Platzes zu verbieten.

Allein die erhoffte und so teuer erkaufte Wirkung blieb aus. Der Klosterabbruch nahm den beiden alten Plätzen ihre Begrenzung, verdoppelte zwar den Freiraum vor dem Münster, hinterließ städtebaulich aber nur einen „Negativrahmen“. So geriet der Münsterplatz zur öden Fläche, das Münster selbst in eine denkmalhafte Isolierung. Camillo Sitte sprach bereits 1889 in seinem Buch „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ davon, daß „so ein freigelegtes Bauwerk ewig eine Torte auf dem Präsentierteller“ bleibe. Im Ulmer Lokaljargon wurde daraus der „Osterhase auf dem Pappendeckel“.

Gegenreaktionen setzten sofort ein. So veröffentlichte Conrad Dollinger, Professor am Stuttgarter Polytechnikum, offenbar schon in den 70er Jahren einen Entwurf für eine Wiederbebauung in der typischen Art gründerzeitlichen Städtebaus mit einer Blockbebauung zu seiten einer schräg auf den Münsterturm zuführenden Achse (Abb. 7). 1894 wurde ein erster Wettbewerb zur „Ausschmückung“ des Platzes ausgeschrieben, doch bedürfen die näheren Umstände und die Ergebnisse noch der Erforschung.

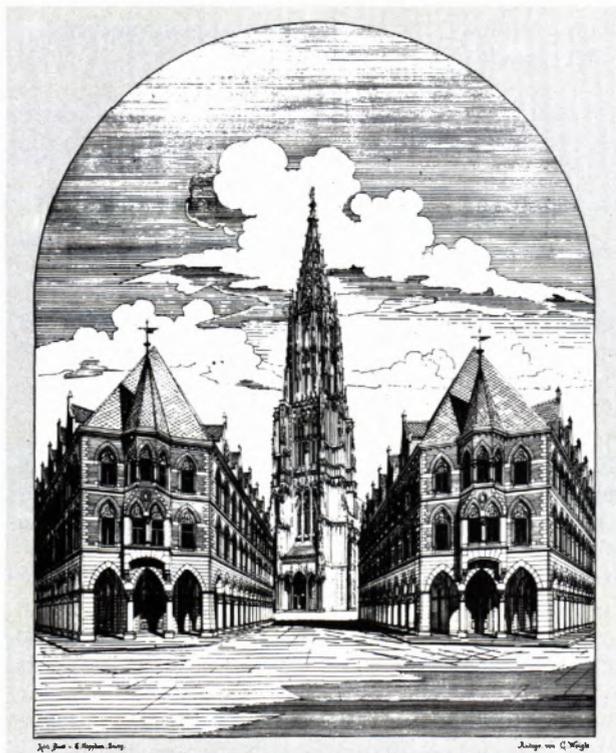
Nachdem der Architekt Theodor Fischer 1904 vor einer weiteren Freilegung des Münsters gewarnt und einen Bauwettbewerb angeregt hatte, wird dieser im folgenden Jahr auch ausgeschrieben. „Die Umgebung des Münsters soll in einer dem praktischen Bedürfnis und den Forderungen des Schönheitssinns entsprechenden Weise ausgestattet werden.“ Im Jahr darauf hatte ein Preisgericht, dem Theodor Fischer angehörte, über 64 Entwürfe zu befinden. Davon versuchten 13, den Münsterplatz durch eine Bepflanzung zu gestalten, 16 Entwürfe sahen eine untergeordnete Bebauung vor. Der größte Teil der Entwürfe, nämlich 35 Arbeiten, zeigte eine Platzbebauung größeren Umfangs, wobei man sich im wesentlichen des Standortes bediente, den früher

das Barfüßerkloster eingenommen hatte. Doch gab es auch Arbeiten, welche die Längsachse des Ulmer Münsters in den Platz hinein verlängerten und eine zu dieser Achse mehr oder weniger symmetrisch stehende Bebauung vorsahen. Der erste Preis ging an Theodor Fauser und Richard Wörnle aus Ulm bzw. Stuttgart (Abb. 8 u. 9b), beide damals Mitarbeiter von Paul Schultze-Naumburg, dem führenden Kopf einer an der heimatischen Kunst orientierten Bewegung. Dieser Entwurf steht eindeutig in der Nachfolge des einstigen Klosters, versucht aber durch eine Gliederung der Baumassen auch dem Gesichtspunkt des Durchblicks vom Ende der Hirschgasse auf den Münsterturm Rechnung zu tragen. Stellvertretend für die Gruppe der symmetrischen Entwürfe sei der dritte Preisträger, Felix Schuster aus Stuttgart, vorgestellt (Abb. 9a), der dem Münster einen annähernd quadratischen, gärtnerisch gestalteten Hof vorlegte und größere Baumassen an der nördlichen und südlichen Hofflanke entwickelte. Warum Schuster diese strenge Zuordnung des Platzes zum Münster suchte, ging aus der Erläuterung zu seinem Entwurf hervor: „Das Münster gleicht einem kolossalen Schiffe, das ohne Anker und Steuer planlos umhertreibt. Es gilt daher in erster Linie, es wieder ‚festzulegen‘, zu verankern und mit seiner Umgebung in eine bestimmte Beziehung zu bringen.“

Keiner der Entwürfe wurde verwirklicht, denn die Ulmer Bevölkerung setzte allen Wiederbebauungswünschen heftigen Widerstand entgegen.

Eine denkmalpflegerische Äußerung zu diesem Wettbewerb ist nicht bekannt. Doch ging Cornelius Gurlitt auf dem Tag für Denkmalpflege in Lübeck 1908 in einem Vortrag über die Freilegung alter Kirchen kurz auf die Ulmer Verhältnisse ein. Er sagte: „Der Ulmer Münster steht jetzt auf einer weiten Fläche, einer Fläche, die wie ein Tisch aussieht, auf dem er wie ein Schaustück auf-

7 ENTWURF einer Münsterplatzbebauung von Conrad Dollinger.



8 ENTWURF von Th. Fauser und R. Wörnle. 1. Preis des Wettbewerbs 1905/06.

9 ENTWÜRFE FÜR MÜNSTER-
PLATZBEBAUUNGEN:

a) F. Schuster/Stuttgart, Wettbewerb
1905/06, 3. Preis.

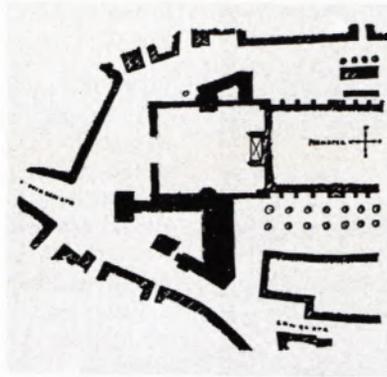
b) Th. Fauser und R. Wörnle/Stuttgart
und Ulm, Wettbewerb 1905/06, 1. Preis.

c) K. Gruber/Danzig, Wettbewerb
1924/25.

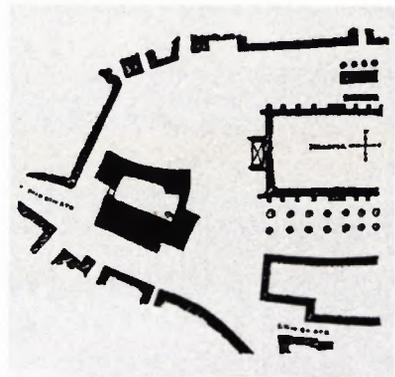
d) G. v. Teuffel/Karlsruhe, Wettbewerb
1924/25, einer der drei 1. Preise.

e) H. Scharoun/Insterburg, Wettbewerb
1924/25.

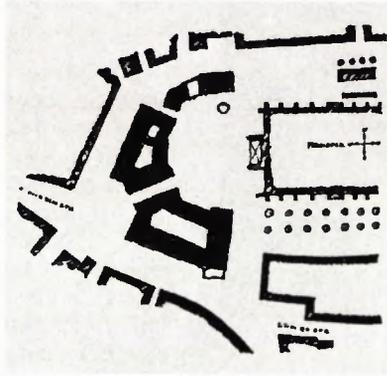
f) D. Böhm, Wettbewerb 1924/25.



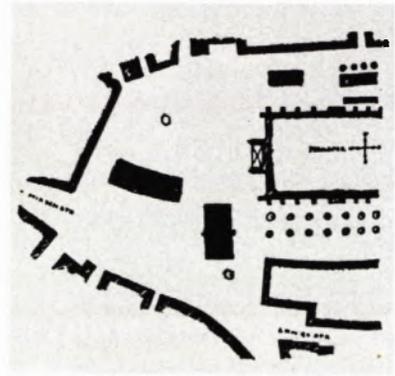
a)



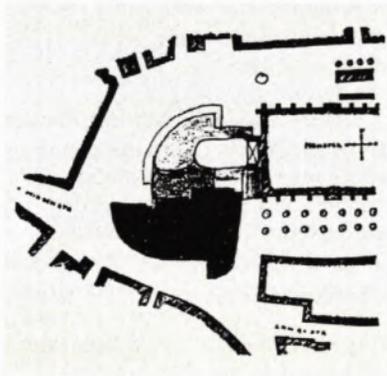
b)



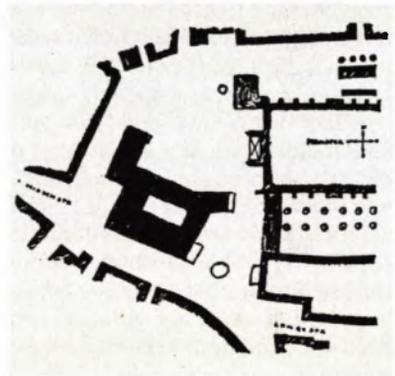
c)



d)



e)



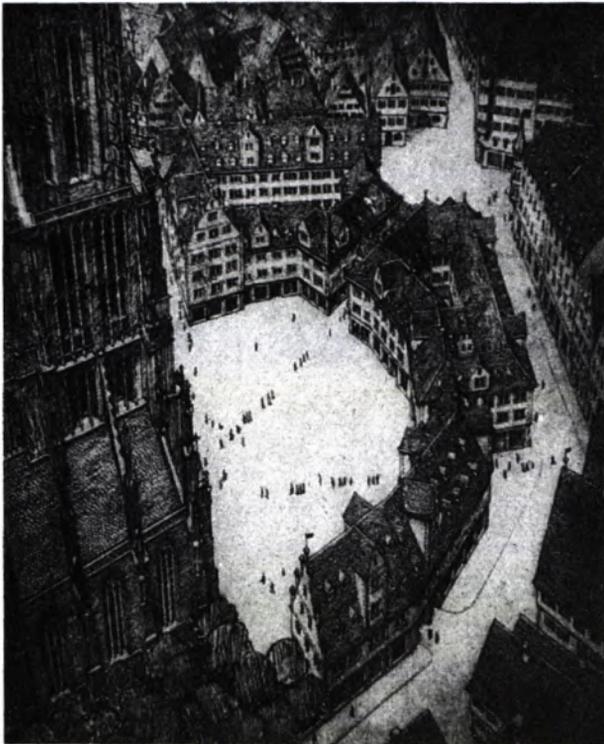
f)

gestellt worden ist... Man glaubte, die Freilegung sei ästhetisch notwendig, um den Münster zu einer völlig harmonischen Form zu bringen. Jene Zeit konnte ihn nicht ästhetisch genießen, ehe die Freilegung herbeigeführt war. Sie wissen alle, daß man in Ulm längst Konkurrenzen ausgeschrieben hat, um wieder mit kleineren Bauten an den Bau heranzukommen; daß die von mir angedeuteten Grundsätze des Maßstabgebens durch die Umrahmung eines Baues dazu führen mußten, die alte Tendenz aufzuheben. Nun versucht man wieder, mit etwas Neuem an den Münster heranzutreten. Aber die Sorge beschleicht den Verständigen, ob das Neue gleichwertig sein könne mit dem, was man einer ästhetischen Zeitsicht zuliebe dereinst dahingegeben hat.“ Aus dieser Aussage läßt sich eine kritische Distanz zur Frage der Platzbebauung entnehmen, deutlicher die Sorge, daß der Schaden der Freilegung irreparabel sei.

Der Wettbewerb von 1905/6 erlebte 20 Jahre später eine Neuauflage. Doch hatte diesmal, im Januar 1925, das Preisgericht über 478 Arbeiten zu befinden. Aber nicht nur der Zahl der Einsendungen nach, sondern

auch hinsichtlich der Qualität steht dieser Wettbewerb an der Spitze derartiger Konkurrenzen in der Weimarer Republik.

Wiederum reichte der Spannungsbogen von harmonisierenden, dem einstigen Klosterbau und Stadtgrundriß verpflichteten Lösungen bis hin zu solchen, die sich in mehr formalistischer Weise zum Münster hin orientierten. Doch standen sich diesmal beide Lager unversöhnlich gegenüber. Das Preisgericht, in dem wiederum Theodor Fischer vertreten war, bevorzugte entschieden die Beiträge seiner „Schule“. Der mit einem der drei ersten Preise ausgezeichnete Entwurf des Karlsruher Architekten Giesbert Freiherr von Teuffel (Abb. 9d und Nachrichtenblatt Heft 1/1986, S. 2) mag als Beispiel dafür genügen. Ausgeschieden wurde daher auch ein so weitgehender Vorschlag wie der von Karl Gruber (Abb. 9c u. 10), der auf dem Platz die Errichtung eines ganzen Stadtviertels vorsah, wie auch der auf die Anlage von drei Plätzen zielende Entwurf Dominikus Böhms (Abb. 9f), gar nicht zu reden von radikaleren Ideen, wie sie Josef Rings (Abb. 11) oder Hans Scharoun (Abb. 9e und Nachrichtenblatt Heft 1/86) vortrugen.



10 ENTWURF von Karl Gruber/Danzig, Wettbewerb 1924/25.

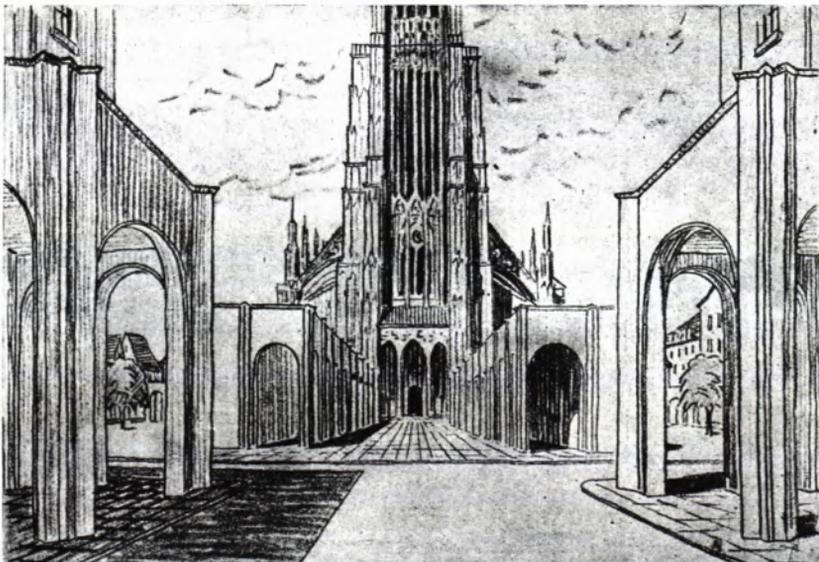
Auch zu diesem Wettbewerb wurden denkmalpflegerische Stimmen offenbar nicht laut, doch scheinen die folgenden Äußerungen Kurt Gerstenbergs von 1926 für die damalige Auffassung in Fachkreisen repräsentativ zu sein: „Es steht zu hoffen, daß eine gesunde und zielbewußte Baupolitik der Stadt den Platz wieder überbauen läßt, nachdem schon vor Jahr und Tag ein Wettbewerb dafür ausgeschrieben war. Man sollte alles daran setzen, um wieder mäßig hohe Häuserreihen um das Münster zu bauen und dadurch die Energiewirkung der Kirche wie in den Jahrhunderten ihrer Entstehung auf stärkste zu spannen. Nur aus einiger Entfernung, vor allem wenn man in den Straßen von Westen her auf das Münster zukommt, genießt man noch die ursprüngliche Wirkung, wie eine niedere Straßenzeile mit der Kleinheit und Enge ihrer Bauten zu Füßen des Kirchenbaues hinstreicht, der in der Einmaligkeit seiner Form und

Proportion das Verhältnis der Bürgerschaft zur jenseitigen Welt um so nachdrücklicher bekundet.“

Eine Bebauung scheiterte wiederum am vehementen Widerstand der Bürger. Statt dessen wurden 1929 die Bäume an der quer über den Platz geführten Apostelstraße gefällt und so die leere Fläche gewonnen, die u. a. auch als Festplatz diente. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wurde nicht nur die Randbebauung des westlichen Münsterplatzes völlig zerstört, sondern auch der Altstadtbereich zwischen Münster und Bahnhof, so daß der von Kurt Gerstenberg beschriebene und aus zahlreichen Fotografien abzulesende Gegensatz zwischen den „niederen Straßenzeilen“ und dem Münster und damit vielleicht der letzte Rest eines im mittelalterlichen Sinne maßstäblichen Bezugs des Münsters zur Stadt verloren ging (Abb. 12).

Der Wiederaufbau nach dem Krieg griff in verschiedener Weise in die historische Stadtgestalt ein (Abb. 12 u. 13). So wurde der Baublock zwischen der Münsterstraße und der Sattlergasse geopfert, um Platz für die Neue Straße zu gewinnen. Der Münsterplatz verlor damit seinen bis dahin immer noch spürbaren Halt an der Südostecke. Dann wurde der Verlauf der Köpfinger Gasse geändert, womit eine wichtige Blickbeziehung aus der schmalen Gassenmündung zum riesigen Münsterbau entfiel. Schließlich wurde die Flucht der westlichen Randbebauung um ca. 10 m nach Osten verlegt und zugleich um ca. 4 m nach Norden verschoben, so daß die Mündung der Hirschstraße sich stärker zum Münster hin orientierte. Ein kleiner neuer Platz entstand vor dem Neuen Bau, da die hier zerstörte Bausubstanz nicht wieder aufgebaut wurde.

Auf das damals heiß diskutierte Problem, wie denn die Randbebauung des Münsterplatzes im Zuge des Wiederaufbaues zu gestalten sei, kann hier nicht eingegangen werden. Festzuhalten ist eine gewisse Widersprüchlichkeit mancher Entscheidungen. So wurde die westliche Randbebauung in konsequenter Fortsetzung des vor dem Krieg bereits vorwiegend erreichten Zustandes mit fünf Geschossen errichtet, während am südlichen Rand statt der bis dahin überwiegenden drei Geschosse nun vier (plus Kniestock) zugelassen wurden. Andererseits wurde die Höhe des Gebäudes der „Deutschen Bank“ südlich des Münsters von fünf Geschossen vor



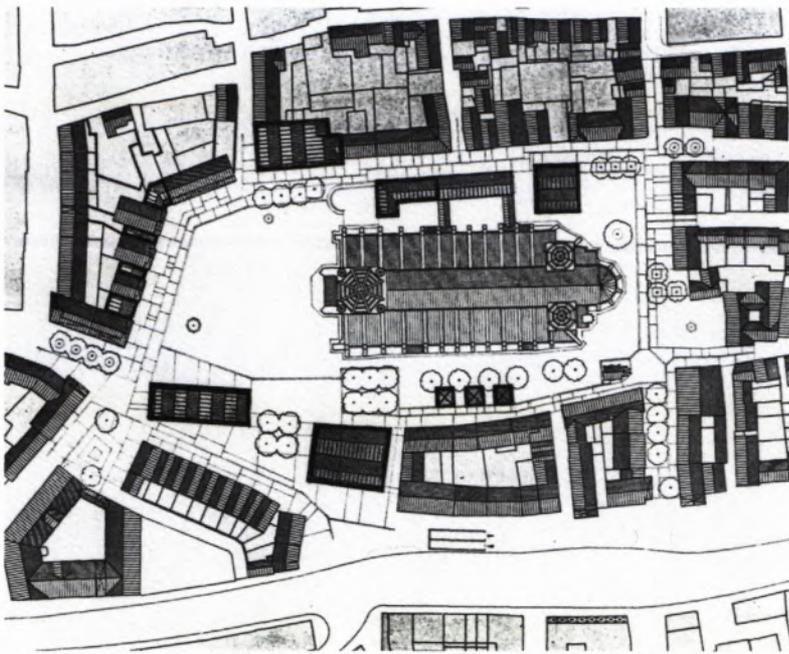
11 ENTWURF von Josef Rings/Essen, Wettbewerb 1924/25.



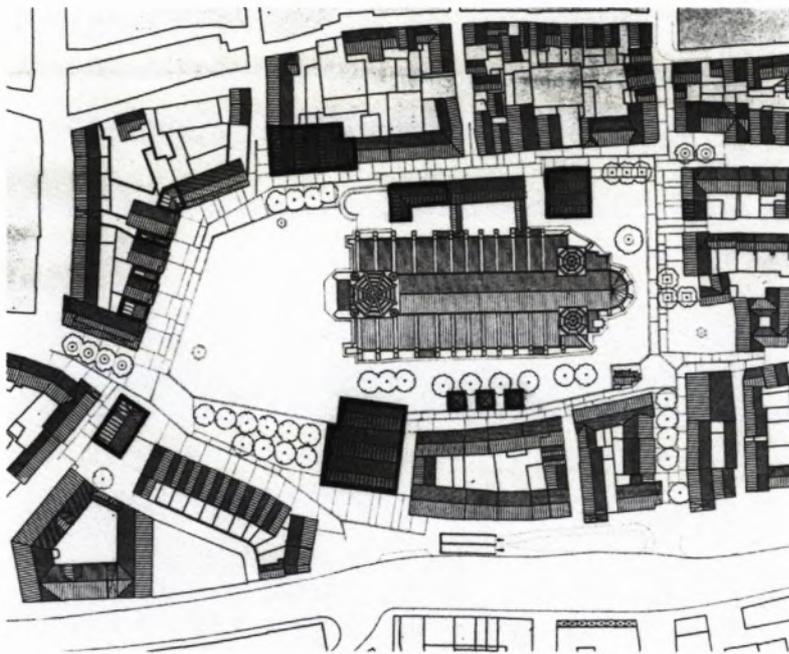
12 DER ALTSTADTKERN 1954 (Luftbild freigeig. vom Reg.-Präs. Stuttgart Nr. 44 619 vom 20. 5. 86).

13 DER MÜNSTERPLATZ 1977 (Luftbild freigeig. vom Reg.-Präs. Tübingen Nr. P 5959 vom 31. 10. 77).





14 STÄDTISCHER RAHMENPLAN von 1985. Variante A.



15 STÄDTISCHER RAHMENPLAN von 1985. Variante B.

der Zerstörung wieder auf drei heruntergenommen und damit ein deutlicher Bezug zu einer Gebäudeform gesucht, welche dieses Haus im frühen 19. Jahrhundert besaß, als das Barfüßerkloster noch stand (Abb. 4).

Auch der Gedanke der Münsterplatzüberbauung wurde neu belebt. Der Wiederaufbauplan sah einen winkelförmigen Baukörper an der Südwestecke des Platzes vor. In diesem Sinne äußerte sich auch der Aufbauausschuß des Regierungspräsidiums Stuttgart anläßlich einer Tagung 1953 in Ulm. Dem Ausschuß gehörte auch das damalige Staatliche Amt für Denkmalpflege Stuttgart an, das begrüßte, wenn die „unendliche Kieswüste“ des Münsterplatzes eingeschränkt würde. Doch scheiterte jeder Versuch in dieser Richtung am Widerstand der Bevölkerung. Lediglich der Verkehrspavillon, ein eingeschossiger Flachdachbau, konnte 1957 verwirklicht werden, ein „Feigenblatt für die Nacktheit des Platzes“, wie man damals urteilte.

Auf dem ehemaligen Kirchhof südlich des Münsters entstand, ebenfalls in den 50er Jahren, der Münsterbazar, eine eingeschossige und zurückhaltend gestaltete Ladenpassage; ähnliche Bazarbauten folgten zu Beginn der 60er Jahre nordöstlich des Münsters (Abb. 13).

Mit zwei weiteren, 1977 und 1980 durchgeführten Wettbewerben versuchte die Stadt Ulm, in der Frage der Münsterplatzgestaltung eine neue Grundlage zu schaffen. Wesentliche Ergebnisse wurden damit nicht erzielt – konnten vielleicht auch nicht erwartet werden, denn der erste Wettbewerb behandelte neben dem Münsterplatz auch den Bereich der inzwischen als städtebauliche Fehlplanung erkannten Neuen Straße und den Marktplatz, war also für die Aufgabenstellung im Umfeld des Münsters zu umfassend angelegt, während der zweite Wettbewerb, ganz im Gegenteil, zu sehr eingeschränkt war auf rein gestalterische Aufgabenstellungen und auch nur Architekten aus dem Stadtkreis Ulm

zuließ. Erst eine weitere Diskussionsrunde innerhalb der städtischen Bauverwaltung 1984/85, die in einen Rahmenplan zur Gestaltung der Umgebung des Münsters mündete (Abb. 14), entwickelte neue Lösungsansätze für die nun schon hundertjährige Aufgabe. Dadurch, daß man erstmalig die vorhandenen Platzwände und Raumkanten hinsichtlich ihrer städtebaulichen Bedeutung und Mängel untersuchte, wurde der Blick abgelenkt von den beiden Faktoren, die bis dahin die Diskussion bestimmt hatten: dem Münster als gewissermaßen „magischem“ Zentrum des Ganzen einerseits und dem verlorenen Barfüßerkloster als Gegenpol andererseits. Denn beide können zur Lösung des städtebaulichen Mißstands nichts beitragen, das Münster nicht, weil es aufgrund seiner Monumentalität keinen maßstäblich-städtebaulichen Beitrag zur Aufgabenlösung liefern kann, und das Kloster nicht, weil es nicht mehr steht. Die Aussage des Landesdenkmalamtes aus dem Jahre 1977: „Es muß versucht werden, die neue Mitte ohne Münsterbezug zu formulieren“, findet ihre Ergänzung in einem ebenso entschiedenen Verzicht auf jede Anspielung auf den ehemaligen Klosterbereich, wie er sich in der Variante B des städtischen Rahmenplans niedergeschlagen hat. In dieser Variante wird auf einen Baukörper auf dem westlichen Münsterplatz verzichtet und versucht, allein durch eine Betonung und Schließung bestimmter Raumkanten einen Platzraum zu definieren. In der Variante A lebt hingegen immer noch ein Rest des Klosters in der Art eines verselbständigten „Kirchenschiffs“ der einstigen Klosterkirche weiter. Beide Varianten sind in die Ausschreibung des jüngsten Wettbewerbs eingeflossen, wenn auch nicht als bindende Vorgabe.

Welche Aufgaben fallen nun dem Denkmalpfleger im Rahmen dieser städtischen Planungsüberlegungen zu? Er wird zunächst darüber zu wachen haben, daß Beeinträchtigungen des Erscheinungsbildes des Münsters vermieden werden. Eine derartige Beeinträchtigung wäre zu erwarten, wenn z. B., wie im Rahmenplan vorgesehen, ein mehrgeschossiger Baukörper nördlich der Chortürme errichtet oder das Nordwestportal des Kirchenschiffes zugebaut werden würde. Er hat sodann darauf zu achten, daß das Verhältnis des Münsters zur umgebenden Bebauung, sofern es sich in historisch begründeten Abständen oder Blickbeziehungen niederschlägt, gewahrt bleibt. Daher muß er sich gegen eine Erweiterung der Deutschen Bank nach Norden in den ehemaligen Kirchhofbereich hinein ebenso aussprechen wie gegen eine völlige Abriegelung des Blicks vom einstigen Holzmarkt im Süden auf die Westfassade des Münsters. Aber auch eine weitere Blickbeziehung darf er nicht außer acht lassen, auch wenn diese erst vor gut 100 Jahren entstanden ist: von dem Zusammentreffen der Hirschstraße und des Lauterbergs auf den Münsterturm, der nur von diesem Standort aus in seiner vollen Höhe erfaßbar ist (Abb. 6b). Der im späten 19. Jahrhundert ausgebaute Turm und dieser ihm zugeordnete Standort des Betrachters gehören unabdingbar zueinander; es gilt also, diesen städtebaulichen Bezug als eine im 19. Jahrhundert geschaffene Qualität in die zukünftigen Planungen einzubringen. Im übrigen aber wird das Landesdenkmalamt die Planungen allenfalls beratend begleiten, so etwa mit den Empfehlungen, den südlichen Kirchhofsbereich nicht zu bebauen, sondern ausschließlich zu begrünen oder östlich des Münsters die Krämgasse wieder als „Gasse“ stärker herauszuarbeiten und städtebaulich vom Münster zu trennen.

Diese Haltung mag manchem als zu tolerant erscheinen. Wer so denkt, vergißt, daß der Ulmer Münsterplatz nicht eine Gesamtanlage darstellt (auch nicht als eine denkmalpflegerisch zu würdigende Wiederaufbauleistung der 50er Jahre), die es zu betreuen gilt. Der Status quo weist unleugbar Mängel auf, vor denen auch der Denkmalpfleger die Augen nicht verschließen kann. Ob eine Verbesserung zu erreichen sein wird, weiß heute niemand. Dennoch besteht zum Pessimismus kein Grund. Im Gegenteil: Es verdient Anerkennung und alle Unterstützung, daß die Stadt einen neuen Versuch unternimmt, dieses zentrale, durch seine Vorgeschichte so belastete stadtgestalterische Problem am prominentesten Ort Ulms zu lösen.

Literatur:

1. Ulmer Bilderchronik Bd. 1–4, 6, Ulm 1929–84.
2. Hans-Jakob Wörner: Der Ausbau des Münsters im 19. Jahrhundert im Spiegel zeitgenössischer Berichte, in: 600 Jahre Ulmer Münster, Ulm 1977, S. 462 ff.
3. Gernot Dietel: Das Ulmer Münster als Stadtteil, in: s. Nr. 2, S. 552 ff.
4. Greiner: Von Ölbergen und dem Ulmer Ölberg III, in: Ulmische Blätter 1. Jg. 1924/25, S. 53.
5. Gottlob König: Der Münsterkirchhof, in: s. Nr. 4, S. 44 f.
6. Cornelius Gurlitt: Freilegung und Umbauung alter Kirchen, Vortrag 1908, in: Denkmalpflege, Auszug aus den stenographischen Berichten des Tages für Denkmalpflege, Bd. I, 1910, S. 446 ff.
7. Karl Bälz: Die ehemalige Freilegung des Ulmer Münsterplatzes, in: Ulmer Tagblatt 6. 2. 1925 (darin Zitat der Stellungnahme von Eduard Paulus vom 9. 2. 1874 zum Abbruch der Barfüßerkirche).
8. Kurt Gerstenberg, Das Ulmer Münster, Burg b. Magdeburg 1926.
9. Chr. Klaiber: Das Ulmer Münster vor und nach den Ergebnissen des Wettbewerbs unter Architekten deutschen Sprachgebietes, in: Denkmalpflege und Heimatschutz 27. Jg. 1925, S. 65 ff.
10. Zum Entwurf von C. Dollinger: Architektonische Studien, hrsg. vom Architekten-Verein am Kgl. Polytechnikum Stuttgart, o. J., Heft XIX, Bl. 1–3.
11. Zum Wettbewerb 1905/06: Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen III. Jg. 1906, S. 163 ff., S. 339 ff. und S. 415 ff.; IV. Jg., S. 377 f.; Süddeutsche Bauzeitung XV. Jg. 1905, S. 125 ff.; XVI. Jg. 1906, S. 393 ff. und S. 401 ff.
12. Zum Wettbewerb 1924/25: Die Baugilde VI. Jg. 1924, S. 300; Bauwelt 1925, S. 125; Bausteine Nr. 1, 1925; Baukunst 1. Jg. 1925, S. 3 ff.; Städtebau 1925, S. 30 ff. und S. 167 ff.; Wasmuths Monatshefte für Baukunst IX. Jg., S. 398 ff.; Der Entwurf von Dominikus Böhm in der Monographie von August Hoff u. a., München/Zürich 1962, S. 129 ff. Der ebenfalls ausgeschiedene Entwurf von Richard Riemerschmid in: Richard Riemerschmid, Vom Jugendstil zum Werkbund, Werke und Dokumente, Ausstellungskatalog München 1983, Farbabb. 73 und S. 440 f., sowie in: Die Architekturzeichnung, Ausstellungskatalog, München 1986, S. 174 f. (2 Farbabb.).
13. Zum Wettbewerb 1977: Wettbewerbe aktuell, Heft 9/1977; Erwin Mühleisen, „Der wichtigste Wettbewerb, den die Stadt Ulm jeweils ausschrieb“, in: Ulmer Forum, Heft 43/1977, S. 17 ff.
14. Hans-Dieter Schaal und Frank Hess, Ulmer Münster – mal respektlos durch-dacht, in: Bauwelt 69. Jg. 1978, S. 1018 ff.
15. Zu Köln: Judith Breuer, Die Kölner Domumgebung als Spiegel der Domrezeption im 19. Jahrhundert, Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 10, 1981.

Dr. Hubert Krins

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Schönbuchstraße 14

7400 Tübingen-Bebenhausen

Jürgen Michler: Zur Innenrenovierung der Pfarrkirche von Eriskirch

Nach einjähriger Bauzeit und längerer Vorbereitung ist um die Jahreswende die Innenrenovierung der Pfarr- und Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau in Eriskirch am Bodensee abgeschlossen worden. Dabei hat das innere Erscheinungsbild keine wesentlichen Änderungen erfahren, wie sie üblicherweise zum Anlaß für einen Bericht im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege genommen würden. Hier soll vielmehr davon berichtet werden, warum man sich für die Erhaltung des bisherigen Zustandes entschieden hat.

Das Bauwerk weist an sich nichts Besonderes auf: es zeigt das im Umkreis des Bodensees übliche Gefüge, mit einem einschiffigen Langhaus als flachgedecktem Kastenraum, das mit dem gleichfalls flachgedeckten Chor durch einen weiten Spitzbogen verbunden ist. Baudaten sind nicht überliefert; der Bau dürfte um

1400 entstanden sein. Nur der Chor läßt mit seinem Polygonalschluß und seinen Maßwerkfenstern sowie mit Strebepfeilern am Äußeren noch die mittelalterliche Gestalt erkennen, während das Langhaus durch einen Umbau von 1666 einen barocken Charakter erhalten hat. Das Gnadenbild der Muttergottes von Eriskirch ist noch mittelalterlich, während die übrige Ausstattung überwiegend dem Barock entstammt. Berühmt geworden ist die Kirche von Eriskirch aber durch die 1932/33 entdeckten spätgotischen Wandmalereien. Im „Tätigkeitsbericht des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege über das Jahr 1934“ (Lit. 7) heißt es dazu:

„Die wertvollste Entdeckung des vergangenen Jahres ist zweifellos die Ausmalung der Pfarrkirche in Eriskirch bei Friedrichshafen . . . Der Bilderzyklus ist nicht

I ERISKIRCH, PFARR- UND WALLFAHRTSKIRCHE UNSERER LIEBEN FRAU. *Blick vom Langhaus in den Chor.*



2 CHORRAUM
der Kirche Unserer
Lieben Frau in
Eriskirch



nur durch seine lückenlose Erhaltung, die in Deutschland einzigartig sein dürfte, bemerkenswert, sondern vor allem auch durch seine kunstgeschichtliche Bedeutung für die Malerei des Bodenseegebiets zu Beginn des 15. Jahrhunderts... Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Eriskircher Fresken ist vor allem darin zu erblicken, daß sie am Anfang einer Entwicklung stehen, die sich über die Konstanzer Wandmalereien (in der Augustinerkirche und in der Nikolauskapelle des dortigen Münsters) fortgepflanzt hat bis zu dem Höhepunkt, der in der Kunst eines Konrad Witz erreicht wurde.“

Durch die Forschungen von Richard Schmidt (Lit. 7), Hermann Eggart (Lit. 4) und Alfred Stange (Lit. 8), haben die Eriskircher Wandmalereien einen festen und bedeutenden Platz in der deutschen Kunstgeschichte zugewiesen bekommen.

Seit der letzten Gesamtrenovierung von 1932/33, bei welcher diese Wandmalereien entdeckt wurden, sind inzwischen über fünfzig Jahre vergangen, und so war jetzt eine erneute Renovierung durchaus erforderlich. Auch die – ohnehin nur fragmentarisch erhaltenen – Wandmalereien bedurften dringend einer Reinigung. Insgesamt beschränkte man sich aber darauf, den bei der damaligen Gesamtrenovierung hergestellten Zustand wieder in stand zu setzen – ohne ihn wesentlich zu verändern. Nicht, daß es keine Ansatzpunkte für etwaige Veränderungen gegeben hätte: schon der fragmentarische Zustand der Wandmalereien lieferte Diskussionsstoff bei den vorbereitenden Überlegungen zur jetzt abgeschlossenen Renovierung. Dabei reichte die Spannweite der Änderungswünsche von der Ergänzung der Fragmente bis zum Wieder-Übertünchen – andererseits aber auch bis zur Freilegung weiterer, 1932/33

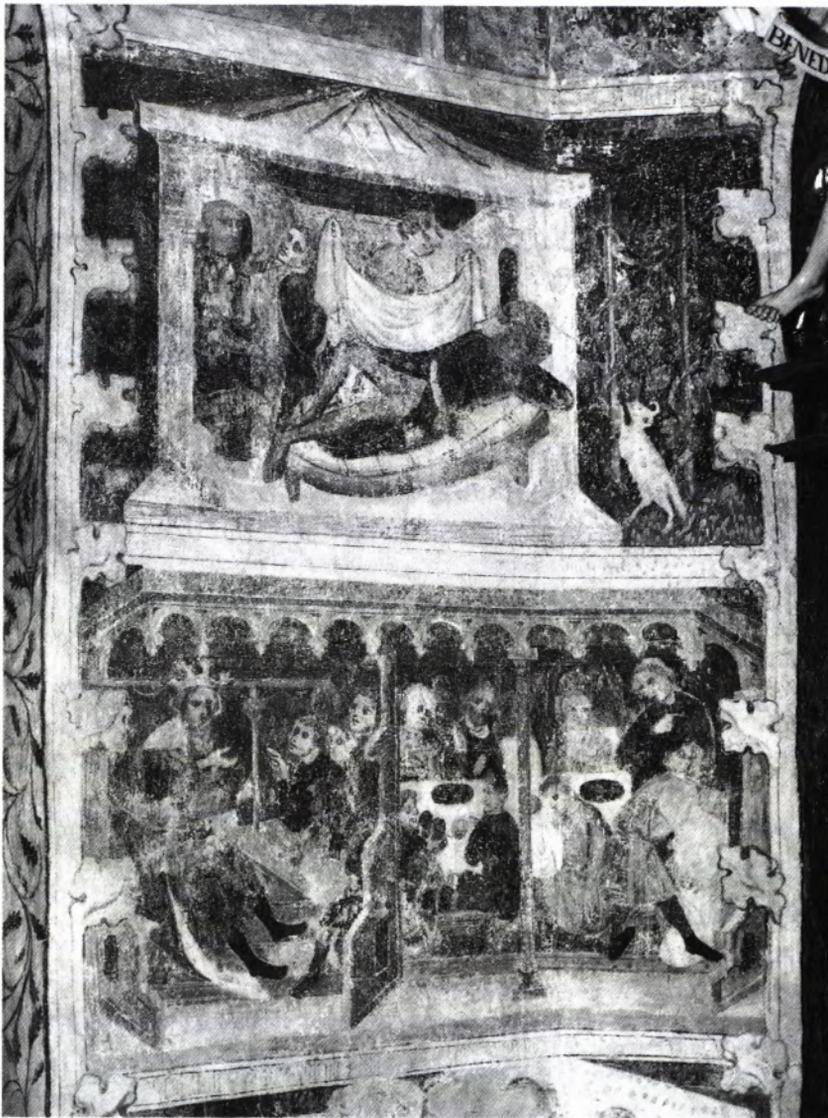
noch nicht freigelegter Malereien. Bei allen diesen einzelnen Veränderungswünschen war aber zu prüfen, inwieweit sie auch für das Erscheinungsbild des Gesamt-raumes eine Verbesserung erbracht hätten. Die Prüfung ergab, daß das Restaurierungskonzept von 1932/33 auch heute noch als Gesamtkonzept zu überzeugen vermag.

Das Restaurierungskonzept von 1932 beruhte im wesentlichen auf drei Faktoren:

1. *Rückführung auf den barocken Zustand* unter Eliminierung der im 19. Jahrhundert erfolgten Veränderungen, insbesondere der neugotischen Nebenaltäre (von Schlachter, Ravensburg). Dieses Ziel stellte zunächst die Grundlage für das damalige Restaurierungskonzept dar, wie aus einer farbige angelegten Innenraumperspektive des Kunstmalers Max Reeb ersichtlich ist, die im Denkmalarhiv der Außenstelle Tübingen aufbewahrt wird.

2. *Freilegung der spätgotischen Wandmalereien*, die offenbar erst im zweiten Planungsstadium bei vorbereitenden restauratorischen Untersuchungen entdeckt und als freilegungswürdig erkannt worden sind (Lit. 3). Dabei entschied man sich für eine Gesamtfreilegung nur im Chor, während im Langhaus nur einzelne besser erhaltene und ikonographisch bemerkenswerte Bilder freigelegt wurden.

Diese unterschiedlichen Grade der Freilegung in Chor und Langhaus sowie die Konfrontation von barocken und spätgotischen Gestaltungselementen in ein und demselben Kirchenraum machten gestalterische Eingriffe zur Wiederherstellung eines einheitlichen Erscheinungsbildes erforderlich. Man beschloß daher



3 WANDMALEREIEN IM CHOR der Kirche Unserer Lieben Frau: Dargestellt sind Noahs Schande und Verspottung, Joseph bewirtet seine Brüder.

3. die *Ausführung neuer, zusätzlicher Malereien* im Langhaus, wofür man Kunstmaler Braun aus Wangen berief. Diese Malereien sollten sowohl auf den Bestand Bezug nehmen – auf die spätgotischen Wandmalereien in ihrer Farbigkeit, auf den barocken Zustand in der Form des Deckenbildes – sie sollten aber auch Ausdruck der zeitgenössischen Kunst sein, wovon die Bemalung der Chorbogenwand in inhaltlicher Aussage wie formaler Gestaltung zeugt.

Auf den ersten Blick erscheint ein solches Gesamtkonzept aus heutiger Sicht keineswegs gleich überzeugend, sondern durchaus verbesserungsbedürftig, entspricht doch das damalige Ergebnis überhaupt keinem historischen Zustand! Selbst abgesehen von der gestalterischen Zutat neuer Malereien: schon das Nebeneinander der spätgotischen Wandmalereien und der barocken Ausstattung hatte es historisch nicht gegeben – vor der Renovierung von 1932/33 waren sie niemals gleichzeitig sichtbar gewesen! Warum hatte man denn nicht gleich den *ursprünglichen Zustand* des mittelalterlichen Bauwerks insgesamt wiederhergestellt, wo man doch gerade die zugehörigen Wandmalereien entdeckt hatte? Oder wenn man das – wie sich bei Prüfung der Befundlage zeigt – nicht mehr konnte, weil die späteren Veränderungen doch zu tiefgreifend waren und weil vor allem zuviel vom ursprünglichen Bestand doch fehlte,

aber auch, weil man wertvolle Teile des barocken Bestandes nicht einfach aufgeben durfte: warum beließ man es dann nicht beim barocken Zustand, der doch gewissermaßen (unter Abzug der damals noch nicht als historisch erkannten neugotischen Ausstattung) den damaligen *Endzustand* der historischen Entwicklung dieses Kirchenraumes darstellte? Die „Sowohl-als-auch-Entscheidung“ für die Rückführung auf den barocken Zustand bei gleichzeitiger Freilegung der spätgotischen Wandmalereien kommt uns heute auf den ersten Blick wie eine „konzeptlose Veränderung“ vor, wie ein „Auseinanderrestaurieren“ eines gewachsenen historischen Zustandes – und die daraus resultierende Notwendigkeit des gestalterischen Eingriffes mit der Einbringung zusätzlicher neuer Malereien scheint dafür Beweis genug.

Bei näherem Zusehen stellt sich aber heraus, daß man damals keineswegs planlos vorgegangen war, sondern durchaus gezielt und konsequent. Indizien dafür sind die sauber präparierten „Freilegungsfenster“, die am Beginn der jetzigen Arbeiten bei Abnahme der an den Langhauswänden angebrachten barocken Skulpturen entdeckt wurden. Diese Freilegungsfenster sind bei der Renovierung von 1932/33 als Befundbelege für die nicht freigelegten Teile der Langhausausmalung angelegt worden, und zwar an nicht störenden Stellen – je-

weils also hinter den Ausstattungsstücken verborgen. Diese Freilegungsfenster belegen nun nicht nur die vollständige ursprüngliche Ausmalung der Langhauswände, sie belegen auch, daß es vor dem spätbarocken Endzustand des 18. Jahrhunderts bereits einen frühbarocken Ausmalungszustand gegeben hatte, wobei die 1666 eingebauten barocken Fenster mit ornamentalen Malereien eingefäßt waren. Daß man diese – an sich recht gut erhaltenen – Malereien nicht auch freigelegt hat, zeugt davon, daß man offensichtlich nicht „konzeptlos“ vorgegangen ist.

Versuchen wir, das Restaurierungskonzept von 1932/33, welches nirgendwo schriftlich niedergelegt ist, anhand seines Ergebnisses, nämlich des vorhandenen Bestandes zu rekonstruieren, so zeigt sich, daß man dabei das Ziel verfolgt hat, die „Geschichtlichkeit“ des Bauwerks in ihren wesentlichen Konturen sichtbar und ablesbar zu machen, sie in eine neue gestalterische Einheit einzubringen, und damit einen neuen Beitrag für die Geschichte des Bauwerks zu leisten. Unter dem Aspekt der Herstellung einer neuen gestalterischen Einheit ist auch die Entscheidung über die unterschiedlichen Grade der Wandmalereifreilegung in Chor und Langhaus zu verstehen. Sie folgt nicht nur den Zwängen des Erhaltungszustandes – der im Langhaus nicht viel anders ist als im Chor –, sondern sie berücksichtigt auch den Umstand der unterschiedlichen Überlieferung des baulichen Bestandes: ist doch der Chor noch in seiner mittelalterlichen Gestalt erhalten – zudem auch noch teilweise mit mittelalterlichen Glasmalereien ausgestattet –, während das Schiff durch den späteren Umbau eine barocke Prägung erfahren hat. Durch die vollständige Freilegung seiner Ausmalung wurde der mittelalterliche Charakter des Chores intensiviert, während mit der Beschränkung auf die Freilegung nur der wesentlichsten mittelalterlichen Bilder im Langhaus dessen barocker Charakter respektiert wurde. Damit wurde außerdem einem „gottesdienstlichen Belang“ entsprochen: denn der Erhaltungszustand der spätgotischen Wandmalereien war insgesamt soweit fragmentiert, daß die Gemeinde bei unmittelbarer Nahnacht daran Anstoß nehmen könnte – während die Ausmalung des Chores aus der Fernsicht durchaus als ästhetische Einheit aufgefaßt werden kann. Andererseits sind auch die wissenschaftlichen Aspekte in bezug auf die nur teilweise freigelegte Langhaus-Ausmalung insoweit gewahrt, als sich auch aus den einzelnen Bildern das Gesamtsystem erschließen läßt.

Im Hinblick auf die Einheitlichkeit des Gesamtraumes bilden die im barocken Langhaus freigelegten einzelnen mittelalterlichen Wandbilder zugleich eine Art „Widerpart“, welcher auf die barocken Ausstattungselemente im sonst mittelalterlichen Ensemble des Chores „antwortet“ (den Hochaltar und die Stuckdecke mit dem spätbarocken Deckenbild). Angesichts dieses gegenseitigen Ineinandergreifens wird auch deutlich, daß mit der Entscheidung, die frühbarocken ornamentalen Fenstereinfassungen des Langhauses nicht wieder freizulegen, einem konglomerathaften Durcheinander der verschiedensten stilistischen Elemente planvoll entgegen gewirkt worden ist.

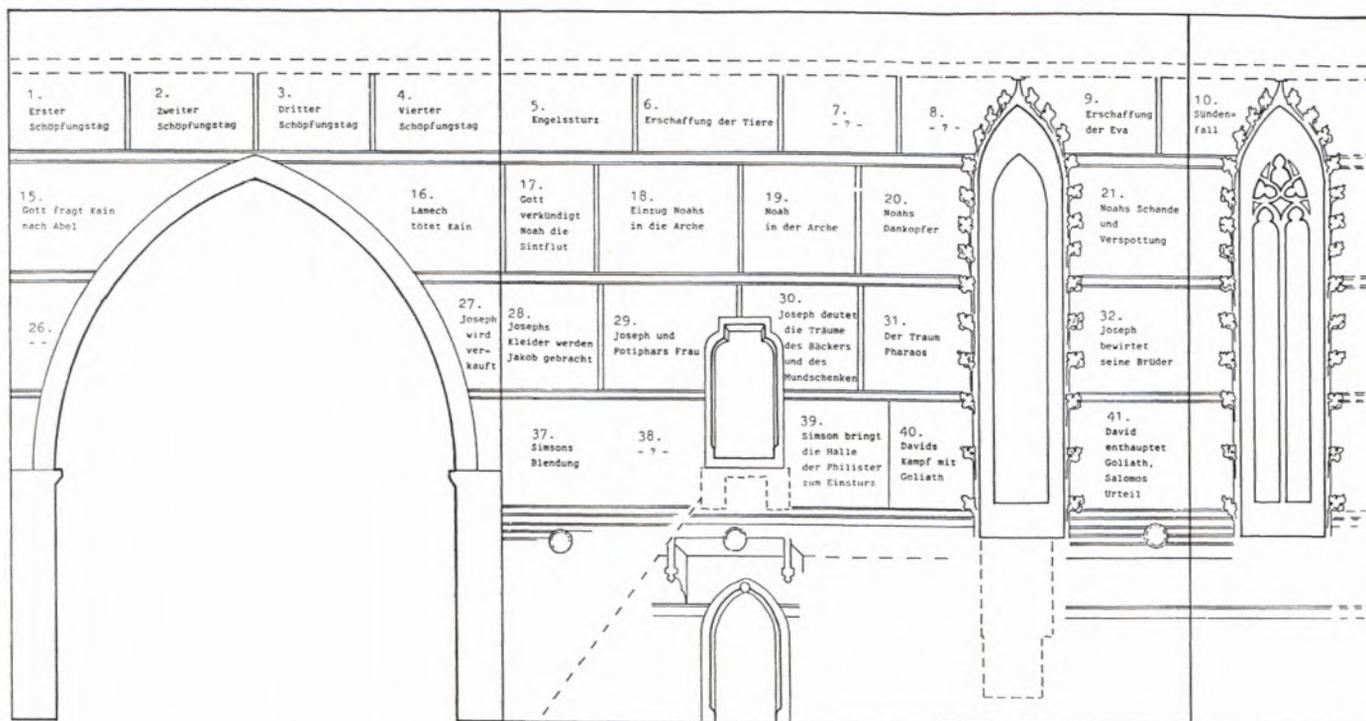
Auch die neuen Malereien sind – wie bereits angedeutet – der raumvereinheitlichenden Zielsetzung dienstbar gemacht. Sie legen am entschiedensten Zeugnis ab vom damals gültigen gestalterischen Selbstverständnis der Denkmalpflege und weichen damit von den Prinzipien

der heutigen Denkmalpflege am weitesten ab. Dennoch verdienen sie auch heute noch Respekt – nicht nur wegen ihrer zeitbezogenen, an das Schicksal des 1. Weltkrieges gemahnenden Aussage, sondern auch, weil sie den aus den Gegebenheiten der Befundlage erwachsenen gestalterischen Anforderungen durchaus gerecht werden.

Haben wir nun durch nähere Betrachtung des vorhandenen Bestandes Einsicht in das Restaurierungskonzept von 1932/33 gewonnen, so bleibt noch seine Aussagefähigkeit über die „Geschichtlichkeit“ der Pfarr- und Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau zu prüfen. Hierzu vergegenwärtigen wir uns die entscheidenden Epochen der geschichtlichen Entwicklung dieser Kirche und betrachten ihre im Kirchenraum ablesbare Gestalt.

Die Vorgeschichte des jetzigen Bauwerks ist unklar. Man nimmt an, daß eine bereits im 13. Jahrhundert erwähnte Kapelle „infolge zunehmender Wallfahrt“ während des 14. Jahrhunderts so sehr an Bedeutung gewann, daß sie zur Pfarrkirche erhoben wurde. Daraufhin sei dann in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts oder um 1400 der große Neubau im jetzigen Umfang errichtet worden. Rätselhaft ist dabei jedoch, daß kein älteres Gnadenbild erhalten ist. Das Standbild „Unserer Lieben Frau von Eriskirch“ auf dem linken Nebenaltar (Abb. 7) erweist sich nämlich bei stilkritischer Betrachtung als ein Werk des frühen 15. Jahrhunderts (Lit. 2) – also aus der Bauzeit des Neubaus selbst. Auf jeden Fall scheint der Kirchenneubau besondere Förderung genossen zu haben: davon zeugt das Montfortsche Stifterfenster im Chor, welches im 2. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts (also im Rahmen der ursprünglichen Ausstattung des Neubaus) entstanden ist (Lit. 2); davon zeugt auch das kostbare Bursenreliquiar im Kirchenschatz, welches wohl schon um 1350 angesetzt wird, wobei sich aber bei näherer Betrachtung zeigt, daß es erst im frühen 15. Jahrhundert seine endgültige Gestalt erhielt (Lit. 5) – also wohl im Zusammenhang mit seiner Stiftung an die neue Kirche von Eriskirch.

Die ursprüngliche Gestalt des Bauwerks ist im Chor noch weitgehend erhalten; nur das Stirnfenster wurde nach Einbau des barocken Hochaltars vermauert, und die ursprüngliche Decke wurde durch eine barocke Vou-tendecke ersetzt. Die Frage, ob der Chor eigentlich hätte gewölbt werden sollen (wofür die äußeren Strebe-pfeiler sprechen) oder wegen der vielleicht schon von Anfang an vorgesehenen Wandmalereien gleich flachgedeckt geplant war, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Das Langhaus war dagegen ursprünglich wesentlich niedriger als heute: an den äußeren Eckquadern ist die ursprüngliche Höhe ablesbar – dies entspricht der Oberkante der an den Seitenwänden freigelegten Wandbilder der „Gefangennahme“ (Abb. 6) und des „Jüngsten Gerichtes“. Zu Seiten dieser Wandbilder sind auch die Umrisse der ursprünglichen Spitzbogenfenster ablesbar, die sehr viel kleiner waren als die jetzigen und auch anders angeordnet waren (auf jeder Seite jeweils vier, in anderen Achsen als die jetzigen drei). Der Chorbogen reicht über das ursprünglich niedrigere Höhenmaß der Langhausseitenwände höher hinauf; daraus muß gefolgert werden, daß der obere Raumabschluß des Langhauses ursprünglich nicht als Flachdecke gebildet war, welche den Chorbogen überschritten hätte, sondern als offener Dachstuhl oder als Holztonne (in etwa wie in Mittelzell).



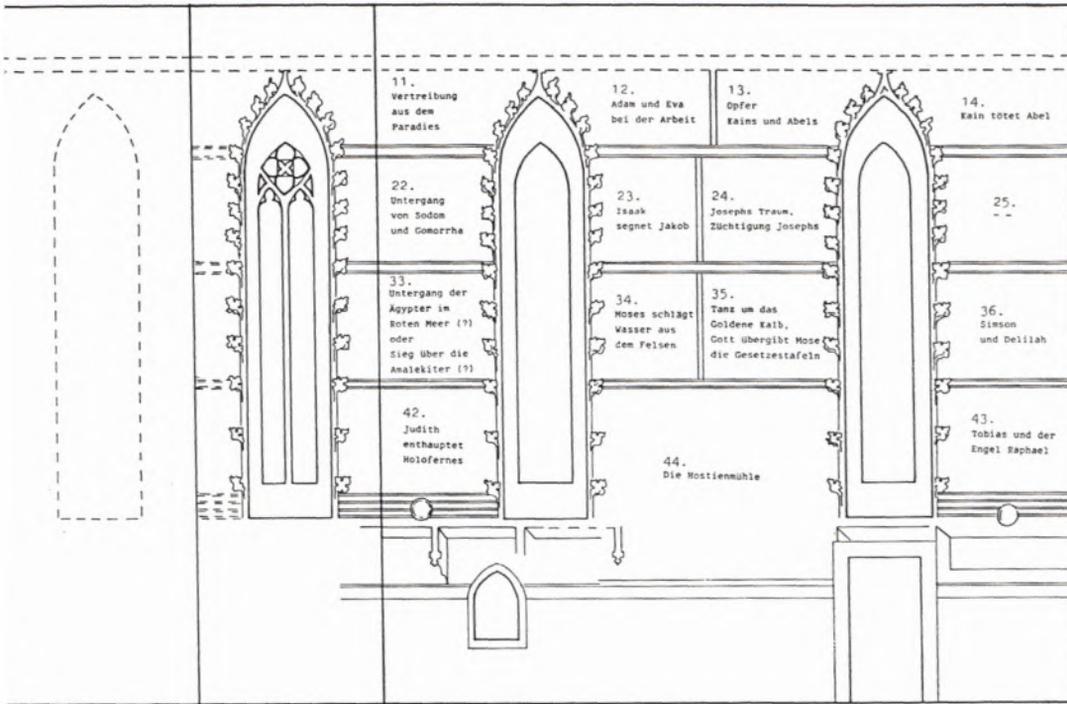
Die Wandmalereien werden stilistisch im frühen 15. Jahrhundert angesetzt, nicht fern von der aus den Stiftungsumständen zu erschließenden Datierung der Glasmalereien in den beiden Chorschlußfenstern („bald nach 1412“) und auch in etwa auf derselben Stilstufe – doch in einer anderen Nuance: folgen jene mehr der oberschwäbischen Entwicklung der spätgotischen Glasmalerei, sind hier mehr die Bindungen an die Entwicklung der spätgotischen Wandmalerei am Bodensee wirksam. Beide setzen sich mit dem Problem der künstlerischen Einordnung der Figurengruppen in den aus perspektivischen Architekturen angegebenen Bildraum auseinander. Dabei entfaltet der Glasmaler wohl eine größere Phantastik in der Ausbildung der Architekturformen, während der Wandmaler darin zurückhaltender bleibt, dafür aber ein freieres („realistischeres“) Verhältnis der Figuren zum Bildraum gewinnt (Abb. 3). Diese Wandmalereien bedeckten ursprünglich die Wände von Chor und Langhaus gleichermaßen vollständig; dabei waren jeweils die Fenster von einem gemalten Architekturrahmen eingefasst, während die Wandflächen mit Streifen in einzelne Bildfelder aufgeteilt waren. Im Chor ist dieses Ausmalungssystem an den Seitenwänden vollständig freigelegt (Abb. 4, nur hinter dem verdeckenden barocken Hochaltar ist keine Freilegung erfolgt); im Langhaus läßt sich das Ausmalungssystem aus den wenigen freigelegten Bildern umfassend erschließen (Abb. 5). Zum ersten Mal ist hier das Ausmalungssystem der „Bildwand“ am Bodensee verwirklicht – wie es in Italien schon im Trecento ausgeprägt worden ist, in der deutschen Wandmalerei aber erst im 15. Jahrhundert Verbreitung findet. Dargestellt sind im Chor alttestamentliche, im Langhaus neutestamentliche Szenen. Eine solche Anordnung ist ungewöhnlich, denn der heilsgeschichtlichen Entwicklung entsprechend ist die umgekehrte Anordnung üblich oder auch eine typologische Gegenüberstellung. Bisher ist dieses Phänomen nicht untersucht; auch die Frage der Einordnung einzelner Andachtsbilder in den Zusammenhang dieser Zyklen wäre zu prüfen, wobei insbesondere die „Hostienmühle“ im Chor im Verhältnis

zum alttestamentlichen Zyklus auffällt, während die Bilder des „Feiertagschristus“ und der „Drei Lebenden und drei Toten“ an der Südwand des Langhauses eher in den Kontext des neutestamentlichen Zyklus passen (in der Nähe des „Jüngsten Gerichtes“ und in der Bildzone der „Märtyrerszenen“).

Alle drei Fenster des Chorschlusses waren ursprünglich farbig verglast – die Scheiben des später zugemauerten mittleren Fensters wurden soeben in einer Kirche in Frankreich wiederentdeckt, wohin sie nach ihrem Ausbau auf Umwegen gelangt waren (Lit. 2). Das linke Stifterfenster zeigt die Verehrung der Muttergottes, die wie das Gnadenbild als Madonna auf der Mondsichel dargestellt ist (Abb. 8): hier handelt es sich also um ein spezifisch Eriskircher Bildthema. Das rechte Fenster zeigt dagegen mit der Kreuzlegende ein Thema, das keinen Bezug zu den kirchlichen Funktionen des Ortes erkennen läßt (Lit. 2); und auch zu den Bildzyklen der Wandmalerei sind keine ikonographischen Verbindungen erkennbar. Wahrscheinlich waren die seitlichen Fenster hell verglast, mit ornamentalen Grisaillefenstern (Lit. 2); ganz sicher ist dies aber nicht, denn die in den Lanzettspitzen des nördlichen Chorschlußfensters dargestellten Architekturformen passen zu keinem der drei erhaltenen Fenster, woraus man schließen könnte, daß ursprünglich noch weitere Glasmalereien vorhanden gewesen sein müßten und vielleicht doch der ganze Chorraum farbig verglast war. Für das ursprüngliche Erscheinungsbild des Inneren ist diese Frage nicht ohne Belang, da hiervon die Sichtbarkeit der Wandmalereien im Sinne der modernen Lichtführung abhängig ist.

Von der Gestalt und vom Verbleib des gotischen Hochaltars ist nichts bekannt; nur soviel darf als sicher gelten, daß sein Aufbau erheblich kleiner war als derjenige des Barockaltars, weil er ja das mittlere Chorfenster nicht verdeckt haben dürfte. Ferner umfaßte der gotische Bestand zwei Skulpturengruppen, eine „Heimsuchung“ und eine „Kreuzigung“, wovon einzelne Figuren erhalten sind und seit über hundert Jahren im Rott-

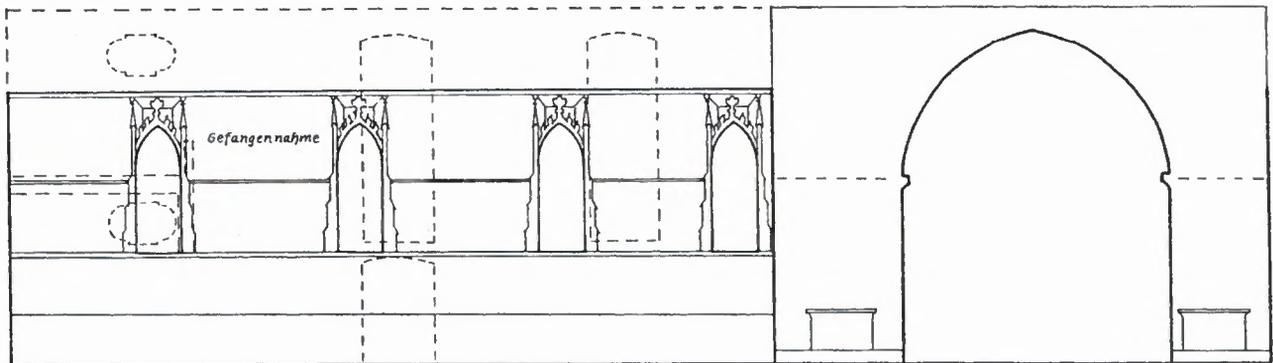
4 WANDMALEREIEN
IM CHOR: Ausmalungs-
system.



weiler Kapellenmuseum aufbewahrt werden: bedeutende Beispiele des Weichen Stils der Skulptur der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die als Werke des „Meisters von Eriskirch“ in die Kunstgeschichte eingegangen sind (Lit. 1); über Art und Weise und über den Ort ihrer Aufstellung im Kirchenraum ist nichts Näheres bekannt.

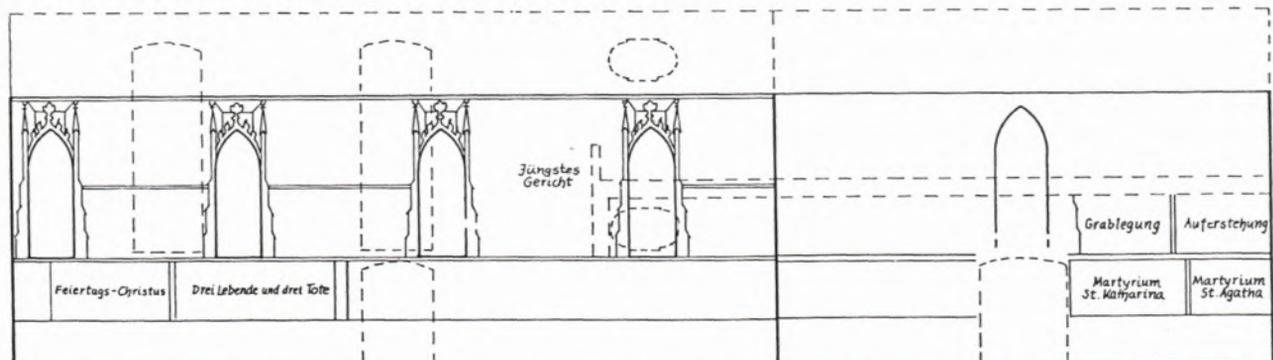
So sind vom ursprünglichen Erscheinungsbild des Inneren der Kirche von Eriskirch wohl entscheidende Fragen nicht mehr zu klären, wie die Frage nach der Lichtführung im Chor und dem oberen Raumabschluß im Langhaus oder nach der Gestalt des Hochaltars und der Aufstellung der Skulpturengruppen. Dennoch läßt sich auch heute im Raum sichtbar erfassen, nachvoll-

5 WANDMALEREIEN IM LANGHAUS der Kirche Unserer Lieben Frau: Ausmalungssystem.



Nordwand

Chorbogen



Südwand

Westwand



6 WANDMALEREIEN IM LANGHAUS: GEFANGENNAHME.

ziehen und erfahren, daß die Spätgotik die eigentlich prägende Epoche in der Geschichte dieses Bauwerkes war.

Das Erscheinungsbild des barocken Zustandes ist noch nicht einmal so deutlich zu bestimmen. Die Aufstokkung des Langhauses mit dem Einbau der größeren Fenster erfolgte 1666. Die gotischen Wandmalereien wurden überputzt und um die neuen Fenster herum wurden ornamentale Rahmenbemalungen ausgeführt. In diese Zeit sind auch die barocken Skulpturen im

Langhaus zu datieren: die Apostelserie mit dem Kruzifix sowie die Pietà-Gruppe auf dem rechten Nebentalar.

Ob damals auch schon Veränderungen im Chor erfolgt sind, ist unbekannt – vermutlich hat man sich erst im 18. Jahrhundert der Erneuerung des Chores zugewandt. Bereits im frühen 18. Jahrhundert wurde der neue große Hochaltar errichtet, und um 1750 folgte die Erneuerung der Voutendecke mit dem Himmelfahrtsbild in der Mitte. Spätestens zu dieser Zeit sind auch die spät-



7 GNADEN-BILD in der Kirche Unserer Lieben Frau in Eris-kirch.

gotischen Wandmalereien im Chor überputzt worden – frühestens zu dieser Zeit könnten aber die frühbarocken ornamentalen Fenstereinfassungen (welche in den Freilegungsfenstern belegt sind) auch schon wieder übertüncht worden sein. Die Glasmalereien blieben aus Respekt vor dem Montfortschen Stifterhaus erhalten; die jetzt in Frankreich wiederentdeckten Scheiben sind erst im 19. Jahrhundert aus Eriskirch fortgekommen, und zwei originale Scheiben des rechten Kreuzlegendenfensters sind sogar erst um 1876/77 verkauft und durch Kopien ersetzt worden (Lit. 2). Bis ins 19. Jahrhundert hinein waren auch die Skulpturen des „Meisters von Eriskirch“ noch hier vorhanden, ohne daß wir uns heute noch ein Bild davon machen könnten, wie sie in den barockisierten Raum integriert waren.

So hat es eine „stilistische Einheit“ des barocken Zustandes nie gegeben, und demzufolge kommt das Barock im Erscheinungsbild des heutigen Zustandes mit seiner lichtdurchfluteten Raumweite und der Fülle an Ausstattung auch nur als „Überformung“ der mittelalterlichen Gestalt zur Geltung.

Der renovierte Zustand von 1932/33 macht sich ebenfalls als Überformung geltend: Die neuen Malereien sind als zeitgenössischer künstlerischer Zuwachs im historischen Ensemble zu werten; sie bestimmen das Erscheinungsbild des Inneren durch ihre bevorzugte Anordnung an Chorbogen und Langhausdecke in besonderem Maße – und üben daher mit ihrer farbigen und formalen Bezugnahme auf den historischen Bestand eine starke integrative Wirkung aus. Auf diese Weise werden die historischen Bestände nicht nur in musealem Sinne präsentiert, sondern in den fortlebenden Kontext des Gotteshauses eingebunden.

Daß die denkmalpflegerische Leistung von 1932/33 sich auf derartige Weise in den Kontext der „Geschichtlichkeit“ der Pfarr- und Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau zu Eriskirch einfügt, macht sie auch für uns heute noch überzeugend. Ob wir sie heute als Beispiel nachvollziehen wollten oder nicht – beispielhaft ist sie auf jeden Fall, und daher auch von erhaltenswerter Bedeutung.

Beispielhaft war die damalige Wandmalereifreilegung auch in restauratorischer Hinsicht. Die Malereien wurden in ihrem fragmentarisch überkommenen Originalzustand belassen, und es wurden keine Ergänzungen hinzugefügt, um die Bilder wieder „lesbar“ zu machen – lediglich Fehlstellen wurden in Umriß und Lokalfarbe des unterbrochenen Bildzusammenhanges geschlossen. All dies geschah aus Respekt vor der originalen künstlerischen Gestalt und im Bewußtsein, daß dieselbe durch Ergänzungen verfälscht würde. In der Denkmalpflege ist dieser strenge Maßstab auch heute noch gültig – in einer Gesellschaft, die sich in zunehmendem Maße an technische Perfektion gewöhnt, geht jedoch allmählich das Verständnis für originale Werte verloren, soweit sie sich in fragmentarischem Zustand präsentieren. Hier mußte die denkmalpflegerische Forde-



8 STIFTERFENSTER in Eriskirch.

rung nach Erhaltung des überkommenen Zustandes der originalen Substanz geltend gemacht werden – welcher übrigens seit der Freilegung gut erhalten geblieben ist und jetzt lediglich einer sorgfältigen Reinigung bedurfte. Zur Erleichterung des Verständnisses für Gemeinde und Besucher des Gotteshauses sind nun Erläuterungstafeln vorgesehen.

So möge die „unverändert renovierte“ Kirche ihren Besuchern eine lebendige Vorstellung von ihrer reichen kulturellen – künstlerischen wie religiösen – Vergangenheit vermitteln und der Gemeinde ein lebendiges Zentrum ihrer gottesdienstlichen Aktivitäten bleiben.

Literatur:

1. Julius Baum: Der Meister von Eriskirch. In: Jahrbuch für Kunstsammler 2, 1922, S. 43–46.
2. Rüdiger Becksmann: Die mittelalterlichen Glasmalereien in Schwaben von 1350 bis 1530 (ohne Ulm) (= CVMA Deutschland I. 2). Berlin, 1986.
3. Beschreibung des Oberamts Tettngang. Stuttgart 1915.
4. Hermann Eggart: Die spätgotischen Wandmalereien in der Pfarrkirche zu Eriskirch. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 61, 1934, S. 66–79.
5. Hans-Jürgen Heuser: Oberrheinische Goldschmiedekunst im Hochmittelalter. Berlin 1974.
6. Keppler: Württembergs kirchliche Kunsterthümer, Rotenburg 1888.
7. Richard Schmidt. In: Schwäbisches Heimatbuch 1935, Anhang S. 23–29.
8. Alfred Stange: Deutsche Malerei der Gotik IV, München, Berlin 1951, S. 24 f.

Dr. Jürgen Michler
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen

Rainer Laun: Historische Hauseingänge – Türen, Tore und Portale im Rhein-Neckar-Kreis

Im Rahmen der Beratungstätigkeit der Bau- und Kunstdenkmalpflege nimmt die Beschäftigung mit Fragen und Problemen aus dem Bereich der Bauschreinerei breiten Raum ein (Lit. 1): Fenstern, Schlagläden und Türen kommt insofern besondere Aufmerksamkeit zu, da sie als zentrale Architekturdetails das Erscheinungsbild einer Fassade wesentlich prägen. Zum historischen Fenster ist von N. Bongartz und R. Hekeler in dieser Zeitschrift (Jg. 12, 1983, S. 119–127) ein Aufsatz veröffentlicht worden. Umfangreiche Literatur existiert zum Problemkreis „Fenstersanierung“, zu dem auch ein Heft des Arbeitskreises Bauforschung der Landesdenkmalpfleger erschienen ist (1982).

Der Gegenstand

Das historische Flügeltor und das Türblatt aus Holz sind bislang unverdientermaßen vernachlässigt worden (Lit. 2). Sinnvollerweise können diese nicht isoliert von der Türeinfassung (Gewände) aus Stein bzw. von dem rahmenden Portal betrachtet werden, weshalb wir den Hauseingang insgesamt zum Thema genommen haben. Die besondere Sorgfalt, die selbst bei schlichten Häusern auf dieses Fassadenelement verwandt wurde, seine vielfältigen stilistischen Erscheinungsformen und die sich wandelnde Bedeutung und Wertschätzung machen ihn zu einem lohnenden Beschäftigungsobjekt für die Kunstgeschichte, Denkmalpflege, Volkskunde und Heimatgeschichte.

Sein „Gesicht“ erhielt der Eingang im Idealfall aus der Zusammenarbeit eines Architekten (Entwurf) mit ei-

nem Steinmetz (Portal, Gewände, Treppe), einem Schreiner (Türblatt, Türstock), einem Schnitzer (Ornamentik), einem Schlosser (Beschläge, Schloß), einem Schmied (Oberlichtgitter, Treppengeländer) und einem Glaser (Oberlichtfenster). Außerdem darf beim Entstehungsprozeß die Bedeutung von Vorlagenstichen oder Musterbüchern nicht unterschätzt werden, die von allen Beteiligten herangezogen wurden, um sich über die aktuellen Stiltendenzen zu informieren. Den Handwerkern stand darüber hinaus Fachliteratur zur Verfügung, die sie zur Lösung konstruktiver und technischer Probleme zu Rate ziehen konnten (Lit. 3).

Material – Konstruktion – Farbe – Beschläge

Das Erscheinungsbild einer Tür wird bestimmt vom Material, seiner Verarbeitung (Konstruktion, Schnitzerei) und der Oberflächenbehandlung (Anstrich). Außerdem spielten auch die Proportionierung und Aufteilung eine wesentliche Rolle.

Haustüren waren in der Regel ein- oder zweiflügelig, wobei ein Flügel oft schmaler ausgeführt war. Tore haben bis zu 4 Flügel und sind häufig mit einer Fußgängerpforte (Schlupftür) ausgestattet. Die Anschlagleiste ist meist betont worden, indem sie als Pilaster ausgebildet oder beschnitzt wurde.

Bevorzugtes Material für Haustüren war zumindest im 18. Jahrhundert Eichenholz. Im 19. Jahrhundert wurden häufig Nadelhölzer verwendet. Der Aufwand für die Verarbeitung und bei der Konstruktion richtete sich – mit den Worten von A. Voit formuliert (Lit. 3) – nach



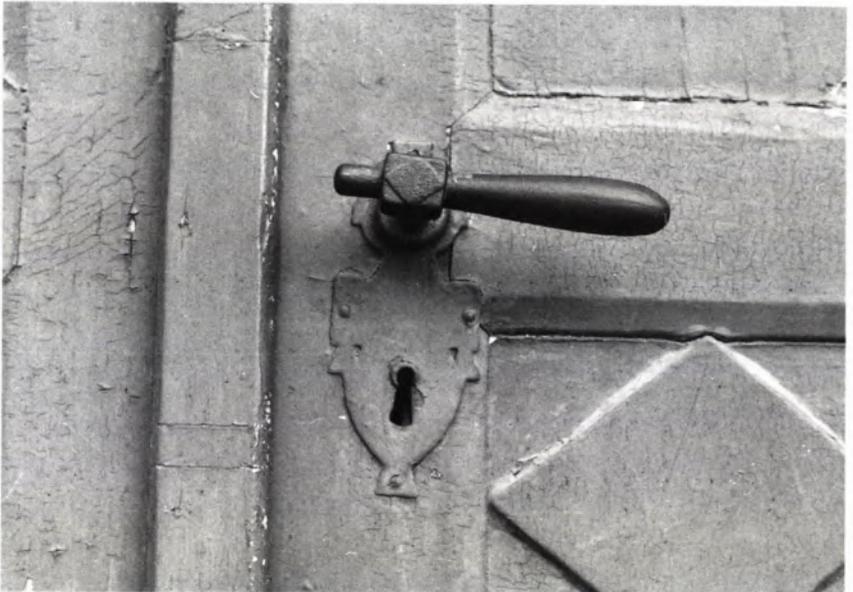
1 HEIDELBERG, *Ingrimstr.* 38, um 1790/1800 (irreführend dat. 1731). Detail aus reich geschnitzter Türe mit typisch klassizistischen Dekorationsmotiven: Rosetten, Eierstab, Perlstab, geriefelte Streifen. Mit Bändern und Schleife zusammengeschnürter Liktorenstab in senkrechter Unterteilung.

2 REILINGEN, *Hauptstr. 41, 1789.*



SCHLOSSBLECHE und Türgriffe in verschiedenen Materialien und Techniken hergestellt, spiegeln ihre jeweilige Entstehungszeit genauso wider wie die Türen und sind wesentliche Bestandteile eines intakten Erscheinungsbildes.

3 SINSHEIM-ESCHELBACH, *Hofenheimer Str. 37, 1. Drittel des 19. Jahrhunderts.*



4 HEIDELBERG, *Ingrimstr. 36 (unten).*

5 REICHERTSHAUSEN, *Hintere Gasse 8/10 (rechts unten), ca. 1845.*





6 LADENBURG, Kirchenstr. 7, 1770. Rochusportal am ehem. Güntherschen Waisenhaus. Häufung der unterschiedlichsten Sandsteinschäden: mit Zement ausgeflickte Stufen, Salzsäure an den Säulenbasen, diffusionshemmender Dispersionsanstrich, Absanden der Inschrift, Verwitterungsspuren am rechten Sprenggiebelgesims. Die Rochusfigur mit irreparablen Substanzverlusten (Arm, Gewand) aufgrund von chemischen Umwelteinflüssen muß abgenommen werden.

der „Wichtigkeit des Bauwerks“ und nach den „Ansprüchen“, gemessen an dem auch für einfachere Türen verbindlichen Maßstab der „architektonischen Schönheit“. Weitere Kriterien waren Zweckmäßigkeit, Haltbarkeit, Witterungsbeständigkeit und Einbruchssicherheit. Je nach Erfordernis hat man eine einfache Brettertüre, eine Füllungstüre oder, wie es vorzugsweise bei Außentüren geschehen ist, eine aufwendigere aufgedoppelte Türe anfertigen lassen. Letztere besteht aus einer einfachen senkrechten Brettlage, auf die eine äußere aufgenagelt wird (verdoppelt), wobei verschiedene Muster und Profilierungsmöglichkeiten zur Auswahl stehen. Motivvielfalt und Schmuckformen sind abhängig von den Möglichkeiten der konstruktiven und verarbeitungstechnischen Gegebenheiten.

Nach Aussage von Voit (Lit. 3) erhielten eichene Türen „selten einen Anstrich mit Ölfarbe“ und wurden „nur mit gutem Firniß überzogen“. Bei verdoppelten Türen schreibt er vor, daß die Rückseite „durch Nachahmen dieser Farbe“ anzugleichen sei. In jedem Fall ist bei materialsichtig belassenen Türen „schönes feinfaseriges Holz auszuwählen und darauf zu sehen, daß die Bearbeitung mit vorzüglichem Fleiße geschieht“. Dies gilt insbesondere auch für alle Gesimglieder und Profile,

deren Exaktheit und differenzierte Ausführung sich dem Betrachter erst im Detail erschließt (Abb. 1). Farbige Türen waren im 19. Jahrhundert häufiger als es die vielen abgelaugten Exemplare vermuten lassen. Türen aus Weichholz waren in der Regel aus Holzschutzgründen deckend gestrichen. Jede Epoche und Region hatte ihre speziellen Farbvorlieben, die jedoch immer Bezug hatten zur (originalen) Gesamtfarbigkeit des Hauses bzw. seiner Teile. Es ist sicherlich reizvoll, sich beim Anstrich einer Türe vom eigenen Geschmack oder farbpsychologischen Überlegungen leiten zu lassen, wozu D. Wielands Bemerkungen zu „farbigen Türen“ anregen möchten (i-Punkt Farbe, 108, Heft 2, 1984, S. 5–12). Bei historischen Türen sollte allerdings die Wiedergewinnung der originalen Farbigkeit im Vordergrund stehen, die sich in der Mehrzahl der Fälle durch eine einfache Voruntersuchung ermitteln läßt.

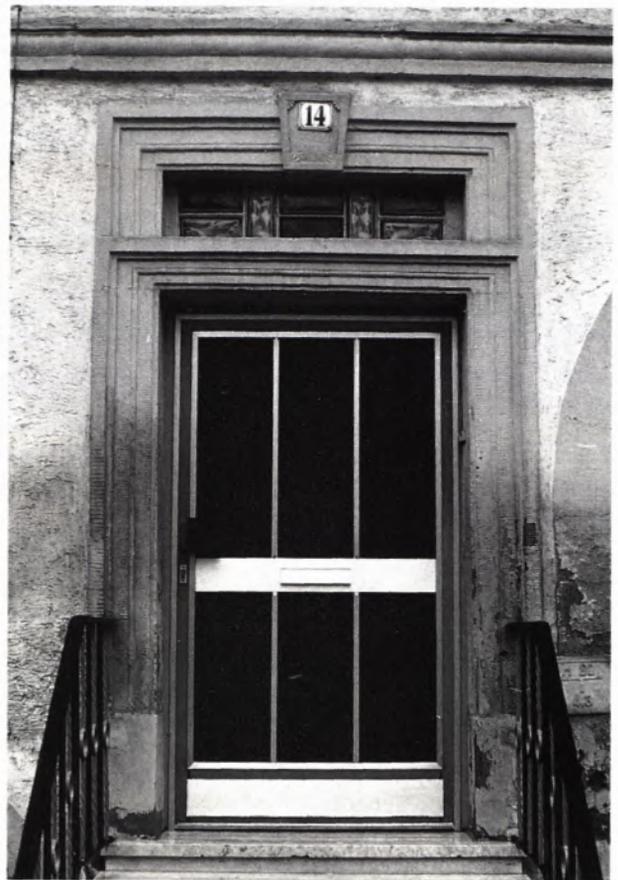
Ohne Beschläge ist eine Türe nicht gebrauchsfähig (Lit. 4). So notwendig sie sind und so selbstverständlich sie hingenommen werden, wenn sie zum Ganzen passen, so sehr ist man irritiert im Falle des unangemessenen Ersatzes, der eine Zeitlang fast die Regel war. Die im Handel erhältlichen historisierenden oder nach historischen Vorbildern kopierten Beschläge, Türgriffe, Kliniken u. ä. sind entweder sehr regionalbezogen oder Importe aus Frankreich und England, wo es diesbezüglich eine ungebrochene Tradition gibt. Sie sind eine meist leider teure Alternative zur genormten Massenware. Türblatt und Beschlagteile bilden eine Einheit. Beschläge unterliegen auch den sich wandelnden Stiltendenzen, was wir an einer kleinen Auswahl von Türgriffen zeigen wollen (Abb. 2–5).

Denkmalpflege

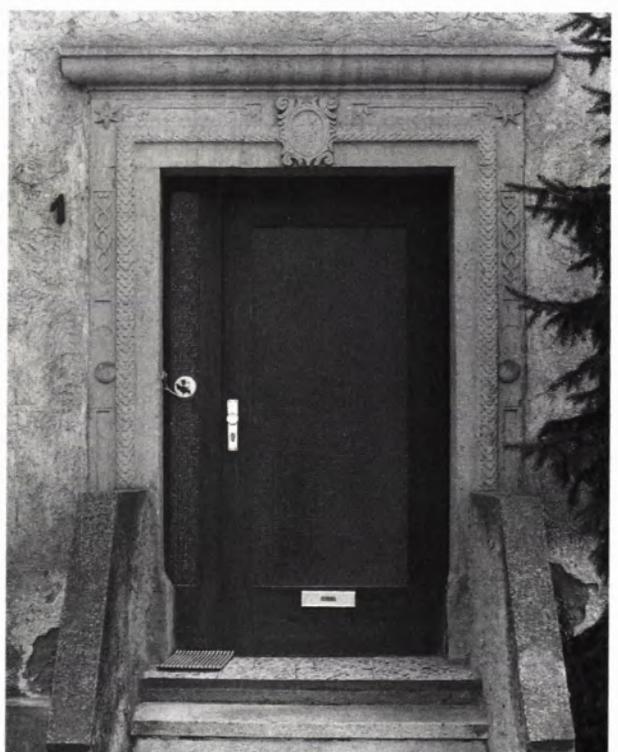
Aus der zentralen Stellung des Eingangs in der Fassade erwachsen Wertschätzung und häufiger Gefährdung für Türblätter und Torflügel, denn im Gegensatz zum wandfesten Portal zählen sie zum beweglichen Inventar. Deshalb entgehen sie selbst heute nicht selten den denkmalschützerischen Bestrebungen. Dabei ist solch ein „aus einem Geist“ geschaffenes, in Material, Farbe und Erscheinungsbild aufeinander abgestimmtes, vielgestaltiges Architekturelement gegenüber unsachgemäßen Eingriffen besonders empfindlich. Dies wird an zahllosen Beispielen deutlich: scheinbar harmlose

7 HELMSTADT-BARGEN, Rabanstr. 16, 18./19. Jahrhundert. Beispiel einer anspruchsvollen Treppenvorplatzgestaltung. Mit Kopfsteinpflaster belegte Kreisfläche, der ein andersfarbiges Sternmotiv einbeschrieben ist. Die große Hofffläche ist unbefestigt. (Treppenanlage später erneuert.)





8. u. 9 SINSHEIM-HILSBACH, um 1830, Zustand 1971/1985. Die zweiflügelige Tür aus der Biedermeierzeit mit reicher Verzierung und originalen Beschlägen ist gegen eine Drahtglastüre aus glänzendem Aluminium ausgetauscht. Anstelle der Initialen im Oberlicht Glasbausteine. Der erneuerte Stufenbelag und das Treppengitter sind weitere Beeinträchtigungsfaktoren.



10 u. 11 NECKARBISCHOFSSHEIM, 1800, Zustand ca. 1920/1983. Die originelle Türe aus der Zopfzeit mit ornamentiertem Pilaster als Anschlagleiste mußte einer normierten Drahtglastüre aus Holz weichen, mit völlig unproportionierter Aufteilung. Die Treppengänge wurden brüstungshoch aufgemauert und direkt an das reich ornamentierte Gewände anbetoniert. Inzwischen unpassender dunkelbrauner Dispersionsanstrich des Steines u. a. negative Veränderungen.

Kleinigkeiten, wie ein ausgetauschter Türgriff, ein stilloses Schlüsselschild, ein gefühllos eingesetztes, modernes Sicherheitsschloß oder die lieblose Anbringung eines Briefkastens (Abb. 27/29) oder einer Klingelanlage können die Ästhetik erheblich beeinträchtigen. Schwerwiegendere Folgen haben gewaltsamere Eingriffe, wie die großflächige Aufglasung des Türblattes, die Entfernung des Oberlichtkämpfers oder der Oberlichtteilung (Abb. 9/13). Vordächer tragen meist auch nicht zur Zierde bei.

Aber auch gestalterisch anspruchsvolle Portale bleiben nicht von denkmalschädigenden Einflüssen und Eingriffen verschont. An erster Stelle stehen Steinzerfallerscheinungen der verschiedensten Ursachen. Danach folgen unsachgemäße Steinersatz- bzw. Restaurierungsmaßnahmen, diffusionshemmende Beschichtungen (Anstriche), Sandstrahlarbeiten u. ä., die allenfalls kosmetische Wirkung haben, jedoch früher oder später Ursache noch größerer Schäden sein können. Ein aktueller Restaurierungsfall ist das Rochusportal eines Hauses in Ladenburg (Abb. 6), an dem eine Vielzahl von Schadensformen zusammenkommen.

Schließlich darf das Umfeld des Eingangs nicht außer acht gelassen werden: Eine gekachelte oder mit Eternit verkleidete Hauswand kann die Wirkung eines Portals erheblich beeinträchtigen. Störungen können darüber hinaus von der gesamten Zugangssituation ausgehen, etwa wenn eine Treppenanlage verändert wird, das

Steinmaterial gegen ein unpassendes Ersatzmaterial ausgetauscht oder ein Treppengeländer unangemessen erneuert werden. Negativ wirken sich nicht selten auch eine ahistorische Bepflanzung bzw. Möblierung des Eingangsbereiches aus und nicht zuletzt eine falsche Wegpflasterung. D. Wieland hat das ganze Umfeld in seiner Broschüre „Bauen und Bewahren auf dem Lande“ (1978) ausführlich dargestellt. Mit welchen einfachen Mitteln hier individuelle und befriedigende Lösungen erzielt werden können, mag mit einem „herrschaftlichen“ Beispiel aus Helmstadt vorgeführt werden (Abb. 7).

Den größten Eingriff stellt allerdings die Entfernung des historischen Türblattes dar. Das Haus kann dadurch sein Gesicht verlieren, seine Individualität einbüßen: der Eingang wird gleichsam blind. Kommen außerdem andere „bereinigende“ Maßnahmen hinzu, wie beispielsweise der Ersatz der Sprossenfenster durch Ganzglasfenster, so kann dies negative Folgen auch für ein ganzes Ortsbild haben.

Weil Veränderungen bzw. der Verlust aber meist erst in der Gegenüberstellung mit dem Vorzustand besonders schmerzlich zum Bewußtsein kommen, werden einige – nur selten dokumentierbare – Bildpaare vorgestellt, um dem Betrachter den Vergleich des heutigen Anblickes mit dem Originalzustand zu ermöglichen. Eindrücklicher läßt sich der facettenreiche qualitative Abstieg wohl kaum illustrieren (Abb. 8–15).

12 u. 13 · WAIBSTADT, 1800, Zustand 1971/1985. Klassizistische zweiflügelige Türe. Kämpfer und Gewände mit dem Motiv aufgerichteter Scheiben verziert. Der nichtssagenden einflügeligen Holzglastüre mußte der Kämpfer weichen. Anstelle des Weinstocks „schmückt“ heute ein Waschbetonpflanzkübel den Eingang.



Gefährdung

Es blieb unserem Jahrhundert vorbehalten, innerhalb weniger Jahrzehnte – etwa seit dem Ende des Expressionismus – den historischen Türbestand so dezimiert und die „Türlandschaft“ so drastisch verändert zu haben, wie es niemals zuvor geschehen ist, sieht man einmal von kriegsbedingten Zerstörungen ab. Dies gilt zumindest für die von uns betrachtete Region, die bis 1803 zur Kurpfalz gehörte.

Der Austausch von historischen Türen ist selten zwingend erforderlich (gewesen), weil etwa durch gröbliche Vernachlässigung ein nicht reparabler Zustand herbeigeführt wurde oder aufgrund einer exponierten Lage die Holzsubstanz abgängig ist. Es hat vielmehr den Anschein, daß zumindest in der Vergangenheit „alte Türen“ aus Gedankenlosigkeit oder Mißachtung und Ignoranz gegenüber dem Gegenstand ausgewechselt wurden, ohne Vorstellungsvermögen für die Folgen. Heute sind der Grund für solches Handeln oft falschverstandene oder fehlgeleitete Renovierungsaktivitäten: Verbreitetes Perfektionsstreben, alles möglichst für die folgenden Generationen wartungsfrei und pflegeleicht zu machen, kollidiert dabei mit dem denkmalpflegerischen Bemühen, Benutzungs- bzw. Alterungsspuren (Patina) in zumutbarem Maß sichtbar zu lassen.

Die Erhaltung von Originalsubstanz wiegt – wenn sie mit angemessenen Mitteln und fachgerecht durchgeführt werden kann – als wertsteigernde Maßnahme alle-

mal die im Einzelfall vielleicht als Nachteil empfundenen Mängel auf, mit denen historische Türen manchmal behaftet sein können: Abgesehen von dem problematischen Veränderungswunsch nach einer Vergrößerung der Durchgangshöhe/-breite gibt es für nahezu alle, mit Holztüren verbundenen Probleme (die übrigens auch an neuen Türen auftauchen können) Lösungen: beispielsweise durch den Einbau von Dichtungen (oder eines Windfanges); ein Türblatt kann notfalls gewendet werden (Veränderung des Anschlages); Holzverbindungen können neu verkeilt, verleimt etc. werden; beschädigte Teile können ergänzt oder nachgebaut werden, um nur die wichtigsten Verbesserungsmöglichkeiten anzusprechen, die jeder Schreiner auszuführen in der Lage sein sollte, vorausgesetzt er bringt das Interesse für den Gegenstand mit.

In dem Maß, wie die Beliebtheit von Aluminiumtüren abnimmt, da sie zumindest bei Kulturdenkmaleigentümern allmählich in Verruf kommen, macht sich ein „neuer Trend“ zu „alten Türen“ bemerkbar, wenn man dieser Prognose von Herstellern sogenannter „Nostalgietüren“ Glauben schenken darf. Diese Art von Ersatz ist allerdings genauso kritisch zu sehen: dies liegt einmal daran, daß der Rustikalismus und die pseudo-kunstgewerbliche Aufmachung derartiger Türen mit der Integrität und Aura eines Kulturdenkmals völlig unverträglich sind; zum anderen hat der Einbau von Ersatzelementen aus Kunststoff oder mit vorgetauschten historischen Konstruktionen unerwünschte Folgen

14 u. 15 NECKARBISCHOFSCHEIM, 1796, Zustand ca. 1920/1985. Die zweiflügelige, dreigeteilte Tür mit diamantblossenförmigen Quadratfüllungen, Zopfmotiven u. neugotischen Formen im unteren Teil wurde durch eine zwar relativ harmlose, jedoch unoriginelle Sprossentüre ersetzt. Die zweiläufige Treppe mit schlichtem, ansprechendem Gitter ist entfernt. Originelle Portalanlage.





16 WEINHEIM, Amtsgasse 2, 1710.

für die zumindest bei wesentlichen Details angestrebte Einheit von Material, Verarbeitungstechnik und Erscheinungsbild, um der handwerklichen Kontinuität gerecht zu werden, die bei derartigen Eingriffen in ein historisches Gebilde zu fordern ist.

Wertschätzung

Erfreulicherweise mehren sich die Anzeichen, daß ein Umdenken einsetzt: die Nachfrage nach vorbildlichem Bildmaterial von historischen Eingangssituationen

TORE. Zwei- bzw. vierflügelige symmetrisch aufgedoppelte Tore mit mittigem oder seitlichem „Schlupfjürrchen“, das gestalterisch herausgehoben ist. Bogenfeld zum Teil durch Strahlenmotiv (Sonnentore) oder Füllungsfelder separat ausgestaltet. Steingewände zum Teil mit Rustizierung, betonter Kämpferzone und Scheitelstein. Die Radabweiser sind wichtiger Bestandteil des Erscheinungsbildes. (Siehe auch Abb. 18 u. 19.)

17 LADENBURG, Marktplatz 10, 18. Jahrhundert.



wächst. In Instandhaltungsmaßnahmen werden selbstverständlich auch historische Türen einbezogen, deren steigende Wertschätzung sich auch an ihrer – manchmal überbewerteten – Einstufung als „Antiquität“ messen läßt. Zunehmend ist die Bereitschaft vorhanden, eine passende Tür anzufertigen bzw. die ehemals vorhandene nachbauen zu lassen, sofern entsprechendes Bildmaterial vorliegt. Daß es sich bei der Mehrzahl der betroffenen Bauten um denkmalgeschützte Objekte handelt, dürfte für die Sensibilisierung der Öffentlichkeit nur von Vorteil sein, da dem intakten bzw. wiederhergestellten historischen Gebäude gewöhnlich eher Vorbildcharakter beigemessen wird.

Es stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, ob das Interesse an unserem Gegenstand „nur“ wachsendes Denkmalbewußtsein signalisiert, oder ob darin nicht auch Freude und Wohlgefallen an gediegener handwerklicher Arbeit zum Ausdruck kommt. Denn die zunehmende Bevorzugung „baubiologischer“ Produkte, nach denen der Denkmalpfleger immer öfter gefragt wird, geht einher mit der kritischeren Betrachtung der bislang marktüblichen Baumaterialien und Serienprodukte. Der quälende Anblick von tausenden billiger Aluminiumdrahtglas-Türen (Abb. 9) hat sicherlich auch zu dieser Bewußtseinsänderung beigetragen.

Literatur/Bilddokumentation

Sogar der Buchmarkt hat auf das steigende Interesse am Objekt Türe reagiert: Kunstwissenschaftliche und volkscundliche Publikationen (Lit. 5) werden ebenso angeboten wie Bücher, die den speziellen Anforderungen von Fachleuten und Handwerkern gerecht werden (Lit. 6). Neben einem breiten Lese- bzw. Betrachterpublikum (Lit. 7) sollen vor allem auch spezielle Interessengruppen angesprochen werden: heimatkundlich Interessierten stehen kleinräumliche monografische Untersuchungen zur Verfügung, die auch für handwerklich Motivierte gedacht sind, wenn Gestaltungsgrundlagen landschaftsbezogen dargestellt und darüber hinaus sogar Restaurierungshinweise gegeben werden (Lit. 8). Schließlich wurde mit dem jüngst erschienenen Buch „Türen am Wege“ (hrsg. v. B. Kleinhanding, 1985) der beachtenswerte Versuch unternommen, den Betrachter mit aus den Bildern assoziierten Texten zu animieren,

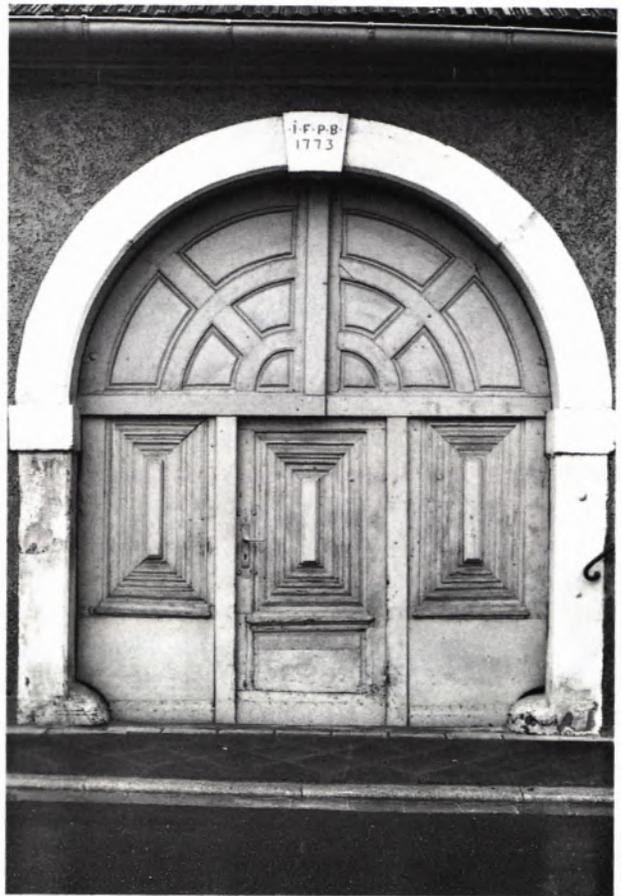
sich der Vielzahl von Empfindungen zu öffnen und darüber hinaus nicht mehr gegenwärtige Deutungsmöglichkeiten des Gegenstandes zu ergründen.

Die Wertschätzung, die mit derartigen Büchern neuerdings für Tür und Tor zum Ausdruck gebracht wird, wurde ihnen bereits im ersten Viertel des Jahrhunderts in noch größerem Maß zuteil: eine der wohl umfassendsten Publikation zum Thema ist das Buch von L. Nolte-Bürner „Türen und Tore“ (Stuttgart 1921). Neben zahlreichen Spezialabhandlungen zu Türen und Portalen einzelner Städte vermitteln auch Darstellungen wie die von H. Popp „Architektur der Barock- und Rokokozeit“ (Stuttgart 1924) oder P. Mebes „Um 1800“ (München 1908) einen schönen, zeitlich begrenzten Überblick in der Zusammenschau mit den gleichzeitigen baukünstlerischen Werken.

Eines der wenigen Bücher, die detaillierte Ansichten von Türen und Portalen auch aus dem Rhein-Neckar-Kreis enthalten, ist F. X. Steinhardts Publikation (gezeichneter) „Einzelheiten alter Bauernbauten“ (Leipzig 1906) neben J. A. Behringers Abhandlung über „Türen und Tore in Alt Mannheim“ (Karlsruhe 1920). Sie gewinnen dann besonders an Wert, wenn verlorengangene Objekte enthalten sind wie beispielsweise die zahlreichen Kriegsverluste in Mannheim. Weitere Informationsmöglichkeiten bieten die erfreulicherweise immer zahlreicher erscheinenden Ortschroniken sowie ergänzende heimatgeschichtliche Fotogeschichtsbände. Schließlich sei als Informationsquelle noch das Fotoarchiv des Landesdenkmalamtes (Außenstelle Karlsruhe) erwähnt, für das über einen längeren Zeitraum hinweg ein Teil des Bestandes an bemerkenswerten Toren und Türen im Rhein-Neckar-Kreis erfaßt werden konnte, von denen wir nachfolgend eine Auswahl zeigen.

Kunstgeschichte

Zu den wenigen aus Romanik und Gotik sowie den zahlreicheren aus der Renaissancezeit erhaltenen Portalen und Türgewänden haben sich so gut wie keine zeitgleichen Türblätter erhalten. Die Entwicklungsgeschichte der Türe im Rhein-Neckar-Kreis läßt sich erst ab dem 18. Jahrhundert nachzeichnen. Im Gefolge der ausgedehnten Bautätigkeit in der Barockzeit eröffnete



18 WALLDORF, Hauptstr. 17, 1753.

sich der Bauschreinerei ein weites Betätigungsfeld, da auch breiteren Volksschichten auf dem Lande zumindest beschränkte Mittel für „Repräsentationsausgaben“ zur Verfügung standen. Trotz der Zunahme überlieferter Objekte in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts sind Verluste zu verzeichnen, die innerhalb der Entwicklungsgeschichte nicht zu schließende Lücken hinterlassen haben, wie aufgrund des Bildmaterials nachgewiesen werden kann. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts spielt sich die Entwicklung von Tür und Tor vornehm-



19 SCHWETZINGEN, Kronenstr. 7, 1773.

lich im städtischen Bereich bzw. im Villenbau ab. Außerdem gaben einige ländliche Schulhausbauten der Jugendstilzeit und eine größere Zahl von historistischen Kirchenbauten den Handwerkern die Möglichkeit, anspruchsvollere Arbeiten auszuführen.

Die Entwicklungsgeschichte der Türen ist eng mit der zeitgenössischen Möbelproduktion und den entsprechenden Vorlagenpublikationen verbunden. Bei der Ausgestaltung der Portale orientierte man sich am Stil der gleichzeitigen Architektur. Aus der Barockzeit haben sich außer einer beschränkten Zahl von Haustüren einige eindrucksvolle Tore erhalten. Unsere Auswahlbeispiele machen mit den wesentlichen Ornamenten und Gestaltungsformen bekannt: Im 18. Jahrhundert waren asymmetrische, geschweifte und profilierte Füllungsfelder verbreitet, die oft mit Rocailleornamenten in Flachschnitzerei verziert waren (Weinheim, Heimatmuseum, Abb. 16). Häufig sieht man auch diagonal aufgedoppelte Bretter, die in der Form einer Raute, (Ladenburg, Neunhellerhof, Abb. 17), eines Zick-Zack- oder Fischgrätmusters (Schwetzingen, Abb. 19) ange-



20

20 EDINGEN-NECKARHAUSEN, Hauptstr. 71, Mitte des 19. Jahrhunderts. Zweiflügeliges Tor mit senkrecht aufgedoppelten, gewölbten Brettern und zentraler Fußgängerforte, als Sterntüre ausgebildet.



21



22

21 SINSHEIM-REIHEN, Gasthaus „zum Löwen“, 1728. Barockes Portal mit gehohlem Gewände, flankierenden Wandpfeilern mit kompositen Kapitellen und verkörpftem Giebel mit Wappenaufsatz. Die Türe zeigt Rokokozierformen kombiniert mit klassizistischen Gestaltungselementen, sie ist ca. 1790 entstanden.

22 SINSHEIM, ehem. kath. Pfarrhaus (heute Gasthaus „Dreikönige“), 1766. Aufwendig gearbeitetes Rokokoportal mit Wappenkartusche, ovalem Oberlicht, seitlichen Fruchtgehängen und Henkelvoluten im Sockelbereich. Türblatt mit Rankenrocaillemotiven.

23



24



23 ZUZENHAUSEN, Brunnengasse 12, 1790. Zweiflügelige Türe der Übergangszeit mit Pilaster als Anschlagleiste und integriertem Oberlicht. Die geschweiften Füllungen im Stile des Barock sind kombiniert mit für die Zeit des Zopf-stiles und des Rokoko typischen Motiven.

24 MECKESHEIM-MÖNCHZELL, Evangelische Kirche, 1780. Frühes Beispiel für eine klassizistische Türe mit typischen der Antike entlehnten Ornamentformen und dem variantenreichen charakteristischen Draperie-/Girlandenmotiv.



25

25 SINSHEIM-HOFFENHEIM, Waibstadter Str., 1828. Originelles Sonnentor aus der Biedermeierzeit mit Vierkantstäben als Strahlen. Auf den erhabenen Füllungen Kannelüren.

26 SINSHEIM, Altes Rathaus, 1. Viertel des 19. Jahrhunderts. Biedermeiertüre mit Rautenmotiven in Flachrelief und Gitterwerk im Sockel. Originales Oberlicht mit Bleiverglasung über profiliertem Kämpfer mit Zahnschnitt.

27 NECKARBISCHOFSSHEIM, Von-Hindenburg-Str. 10, 1832. Eingang aus dem Biedermeier mit bekrönendem Konsolgesims über Eierstabfries. Durch zwei Pilaster unterteilte Tür mit verschiedenen großen Rosettenmotiven. Oberlicht mit Initialen.

28 EBERBACH, Evangelische Kirche, 1836. Stufenportalanlage aus der Zeit des romantischen Klassizismus mit mehrstrahlig unterteiltem Oberlicht, gestemmen Türflügeln und Füllungen mit Diagonalkreuz.

29 WAIBSTADT, Schloßstr. 3, 1849. Spätklassizistisches Adikulaportal. Felder mit Diamantbossen und Tetraederzwikeln zwischen Diagonalkreuzen. Oberlicht mit Initialen.

ordnet sein können. Diese Muster können aufgrund ihrer bis heute gebräuchlichen Verwendung als zeitlos angesehen werden, ungeachtet der unterschiedlichen Profilierungsmöglichkeiten. Seltener findet sich im Barock das aus Wulst und Kehle zusammengesetzte („Wellen“) Motiv im sogenannten Frankfurter Stil, mit dem sich eine perspektivische Wirkung erzielen läßt, und für das sich auffallend viele Beispiele in Schwetzingen erhalten haben (Abb. 19). Den Bogenbereich der Tore hat man gerne mit einem Strahlenmotiv ausgefüllt. Derartige Bildtore werden deshalb Sonnentore genannt (Abb. 16/18/25). Auch die auffälligen Sterntüren gehören in diesen Zusammenhang. Ein schönes Beispiel ist in Edingen erhalten geblieben (Abb. 20).

Als Schulbeispiel eines hochbarocken Portals kann jenes in Sinsheim-Reihen am Gasthaus „Zum Löwen“ gelten (Abb. 21), bei dem sich der Entwerfer sicherlich vom neuesten Vorlagenmaterial hat inspirieren lassen. Im Vergleich dazu zeigen wir das mustergültige Rokokoportal vom ehemaligen katholischen Pfarrhaus in Sinsheim, dessen beachtenswerte Eichenholztür mit rei-

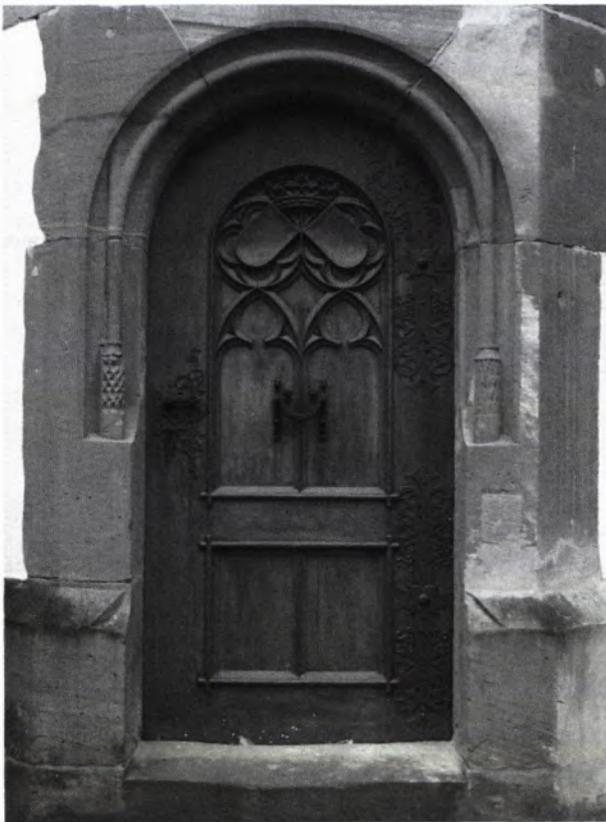


26
28



27
29





30 WEINHEIM, ehem. Berckheimsches Schloß. Neugotische Treppenturmtüre mit Maß- und Stabwerkmotiven (Ende 19. Jh.). Türgewände 16. Jahrhundert.

cher Rankenrocailleschnitzerei verziert ist (Abb. 22).

Um das Jahr 1780 ändert sich das gesamte Erscheinungsbild der Architektur schlagartig: Mit der Verbreitung des Klassizismus hält der „gout grec“, d. h. der an antikem Formenrepertoire orientierte Geschmack auch Einzug bei Bauschreibern und Steinmetzen. Bevor wir uns jedoch der ersten Phase dieser Epoche zuwenden, dem Zopfstil (Louis seize), sei noch kurz auf jene Objekte hingewiesen, die erkennen lassen, daß mancher Schreiner in der Übergangszeit zwischen dem außer Mode kommenden und den modernen Gestaltungsformen schwankte. Sicherlich hat im Einzelfall – nicht anders als heute – der Geschmack des Bestellers den Ausschlag bei der jeweiligen Auswahl gegeben: Während beispielsweise ein Schreiner am Pfarrhaus in Eschelbronn noch 1783 eine stilreine Rokokotüre angeschlagen hat, versuchte ein anderer in Zuzenhausen (Abb. 23) wenig später (1790) mit einer Kombination von Zopf- und Barockmotiven dem geänderten Geschmack gerecht zu werden. Letztere Lösung ist kein Einzelfall. Demgegenüber ist die sicherlich auch von einem „Dorfschreiner“ gefertigte, 1780 datierte Eingangstüre zur evangelischen Kirche in Meckesheim-Mönchzell (Abb. 24) bereits ein typisches und erstaunlich frühes Beispiel für eine Zopftüre. Weitere derartige Beispiele finden sich in größerer Zahl u. a. in Heidelberg und Eberbach. Sie zeigen als leitmotivisches Zierelement (durchgesteckte oder angeheftete) Tuchgehänge (Draperiegirlanden), an deren Stelle auch Festons, Schleifen und Bänder angebracht sein können.

Die bereits im Barock übliche symmetrische Felderaufteilung der Türen wird durch die Verwendung geometrischer Formen noch betont. Das klassizistische, stren-

ge Erscheinungsbild wird außerdem durch die Verwendung von antikisierenden Dekorationsmotiven unterstrichen: beispielsweise Zahnschnitt, Tropfen (guttae), Kannelüren, Wellenband, Mäander, aufgereichte Scheiben und dergleichen mehr. Hier und da sieht man auch robustere Einlegearbeiten (Parkettierung) im Schachbrett-, Stern- und Wabenmuster, die meist im Sockelbereich der Türen angebracht und auch schon im Barock verbreitet waren. Weitere typische Zierelemente sind kleine Rosetten und halbkugelige, imitierte Nagelköpfe aus Holz (Abb. 2/24), die auf den ausgesparten Ecken der Türfelder sitzen, deren Umriß oft von schmalen gerillten Streifen eingefäßt ist (Abb. 1/12).

Parallel zu diesen meist aufwendigen Türen, die kaum über die Jahrhundertwende hinaus gebaut wurden, entstand ein schlichter Türtypus mit quadratischen diamantbossenförmigen Füllungen, die in verschiedensten Größen und Reihungen vorkommen. Die zeitliche Verbreitung dieser Art von Türen reicht etwa von dem bereits gezeigten (verlorenen) frühen Beispiel aus Neckarbischofsheim (Abb. 14) – entstanden 1796 – bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts. Ihre Zahl ist entsprechend groß (Abb. 29).

Für das Erscheinungsbild der Türen während der Biedermeierzeit (1815–1840) ist die antikisierende Formsprache von geringerer Bedeutung, im Unterschied zu den Portalen, deren Aussehen bis zur Jahrhundertmitte von klassizistischen Architekturelementen wie Pfeilern, Konsolgesimsen und Ädikulen bestimmt wird. Ein für den neuen Geschmack typisches und häufig verwendetes Ziermotiv an Türen ist die im Flachrelief herausgearbeitete Raute: unser Beispiel aus Sinsheim (Abb. 26) zeigt nur eine von vielen Varianten. Außer dem singulären Sonnentor in Sinsheim-Hoffenheim (Abb. 25) sei noch die mit großen Rosetten verzierte Türe aus Neckarbischofsheim (Abb. 27) vorgestellt, die nicht nur in mehreren identischen Exemplaren vorhanden ist, sondern auch auf ähnliche Türen mit biedermeierlichem Schnitzdekor hinweisen soll. Dem Spätbiedermeier sind jene beiden Türen in Eberbach (Abb. 28) und Waibstadt (Abb. 29) zuzurechnen. Sie müssen für viele andere handwerklich solid gearbeitete, schützens- und beachtenswerte Exemplare stehen, die vielfach mehrere Motive kombiniert zeigen.

In der zweiten Jahrhunderthälfte gewinnt der Historismus zunehmend an Bedeutung, sichtbar an der Wiederaufnahme von Stilformen der Romanik, Gotik, Renaissance und des Barock. Da Objekte aus dieser Zeit und erst recht des Jugendstils den meisten Lesern geläufig sein werden, begnügen wir uns aus Platzgründen damit, unseren Überblick mit einer neugotischen Treppenturmtüre aus Weinheim zu beenden (Abb. 30), ohne zu vergessen, daß auch noch während der Zeit des Expressionismus ansprechende Eingangssituationen entstanden sind. Türen dieser Zeit sind wegen ihres geringen Alters noch mehr gefährdet als solche, die bereits zu den „antiken“ zählen.

Kulturgeschichte

Es wird heute meist vergessen, daß Türen und Tore nicht nur dazu da sind (waren), eine Öffnung zu verschließen. Ihre differenzierte, sich wandelnde Ausgestaltung und die Tatsache, daß der Eingang oftmals durch ein Portal aus der Fassade herausgehoben wurde, prädestinierten dieses Fassadenelement dazu, bau- und heimatgeschichtliche, volkscundliche, heraldische



31 HELMSTADT-BARGEN, *Epfenbacher Str. 1*, 1798. *Geschnitzter „Neidkopf“ auf reich ornamentierter Eichenholztüre umrahmt von prächtigem Zopfstilportal. Detail mit der krantzförmigen Inschriften-Kartusche mit kleiner Fratze.*

u. a. Informationen aufzunehmen. Dadurch wird die Schlüsselrolle unterstrichen, die dem Hauseingang bei der Vermittlung zwischen privatem Bereich und Öffentlichkeit zufällt: seine kommunikative Aufgabe besteht darin, Aussagen zum Verständnis des Hauses, seiner Funktion und seiner Bewohner zu vermitteln. Außerdem spiegelt sich in der Entwicklung von der individuell gestalteten historischen Holztüre bis zum heutigen rahmenlosen oder ungestalteten Alu-Glastürenelement neben den gesellschaftlichen Wandlungen auch ein

Desinteresse am Mitbürger wieder bzw. ein grundsätzlich gewandeltes Verhältnis des einzelnen zur Öffentlichkeit.

Die Funktion bringt es mit sich, daß der Eingang neben dem Fenster die Grundeinheit einer auf den Menschen bezogenen Gesamtproportionierung der Architektur darstellt. Abweichungen hiervon signalisieren Bedeutungszuwachs im einen (Palast, Kirche) und Geringerschätzung (Hütte) im anderen Fall. Es lag nahe, mit den Vorgängen im menschlichen Leben von der Geburt bis zum Tod, mannigfaltige Beziehungen zur Türe herzustellen, als zentralem Gegenstand der Abgrenzung zwischen Außen- und Innenwelt (Lit. 9). Dem heutigen Menschen erschließen sich derartige Bezüge allenfalls noch im Zusammenhang mit Redewendungen (offene Türen einrennen, verschlossene Türen vorfinden, Schwellenangst, Gespräch zwischen Tür und Angel, jemandem die Türe weisen).

Von einer Vielzahl volkstümlicher Bräuche um Tür und Tor haben sich nur noch wenige erhalten (die Braut über die Türschwelle tragen, Dreikönigsseggen, Mistelzweig). Völlig verlorengegangen sind rechts- und gesellschaftsbezogene Handlungen, die den Eingangsbereich betrafen (Lit. 9). Lediglich die besonders im 18. Jahrhundert verbreiteten „Neidköpfe“ (Lit. 10) – das sind Fratzen – die die Vorliebe des Barock für das Grotesk-Komische belegen und darüber hinaus auf das weite Gebiet des Abwehrzaubers (Apotropäum) verweisen (Abb. 31/33) halten die Erinnerung an zahlreiche, volkskundlich interessante Vorgänge wach, bei denen die Türe/Türschwelle eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Ein Hauseingang kann gleichsam Bände sprechen und das nicht nur, wenn Sinnsprüche oder Inschriften im Portalbereich angebracht waren. Der Eingang bekommt den Wert einer Urkunde für die Bau-/Besitzergeschichte, wenn z. B. das Erbauungsjahr, die Initialen oder der Name des Erbauers oder der Anlaß der Errichtung vermerkt sind (Abb. 6/14/21/22/32). Oftmals sind auch Hausmarken (Eigentumshinweis), Handwerkerzeichen (Werbung) und auch Steinmetzzeichen (Signatur) (Abb. 18/32) am Eingang zu finden (Lit. 11). Türen und Portale sind schließlich auch wertvolle Bausteine für die



32 WAIBSTADT, *Lammstr. 9*, 1621. *Der datierte Kellereingangsbogen hat ein Kartuschenfeld mit Initialen V.-H., die durch Hauszeichen in Pfeilform getrennt sind. Über dem linken Buchstaben befinden sich Steinmetzzeichen.*

stadtgeschichtliche Entwicklung, da ihre Häufigkeit, Verbreitung und Ausstattung Rückschlüsse auf eine Prosperitätsphase, Zerstörungskatastrophe, auf Wiederaufbauaktivitäten, Stadterweiterungsmaßnahmen und dergleichen zulassen und über die soziale Schichtung und das gesellschaftliche Umfeld Auskunft geben.

Türen, Tore und Portale prägen also gleichermaßen das Haus, das sie auszeichnen wie den Straßenraum, den sie säumen. Innerhalb unserer auf weite Strecken erlebnislosen Ortschaften und Städte mit ihrem ausgedünnten oder vielfach beschädigten Architekturbestand gewinnen derartige, noch intakte, individuelle Einzelemente wachsende Bedeutung. Sie gehören – nicht allein, aber unübersehbar und unverzichtbar – zu den wichtigeren Bezugspunkten, die immer noch und wieder die Möglichkeit bieten für eine Identifikation mit dem, was unter dem Begriff der Heimat seit längerer Zeit in der Öffentlichkeit diskutiert wird.

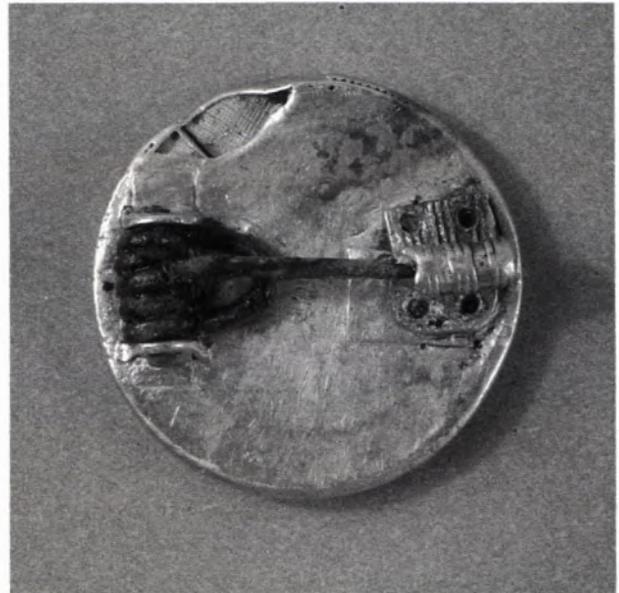
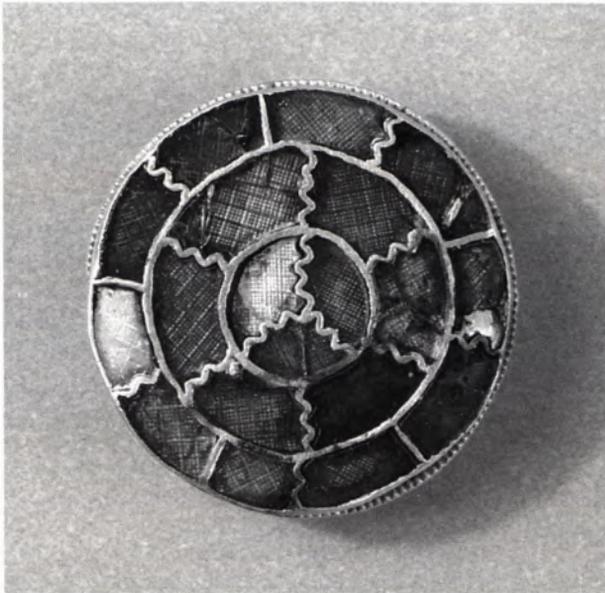
Literatur:

1. Th. Krauth/F. S. Meyer: Die gesamte Bauschreinerei einschließlich der Glaserarbeiten und der Beschläge. Leipzig 1899, Reprint Hannover 1981.
2. E. Zinsler: Tür und Portal in der historischen Fassade, in: Restauratorenblätter 4, 1980, S. 130–147.
3. J. R. Fäsch: Grundmäßige Anweisung zur Aufreißung der Portale, Nürnberg um 1735 (Teil 4).
- M. Wölfer: Modell- und Musterbuch für Bau- und Möbeltischler, Quedlinburg/Leipzig ca. 1830.
- A. Voit: Über Fensterstöcke (und Türen) nebst ihren Rahmen, Augsburg/Leipzig 1829.
4. G. E. Pazaurek: Möbelbeschläge aus Bronze und Messing, Stuttgart 1923.
- Th. Krauth/F. S. Meyer: Die Kunst- und Bauschlosserei, Leipzig 1891 (Reprint 1981).
- A. v. Siccardsburg: Die Thür- und Fensterverschlüsse nach ihrer technischen Entwicklung, Wien 1876.
5. H. Grün: Volkskunst um Tor und Tür (Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 14), Wien 1982.
- E. Bogner-Wende: Portale an Frankfurter Bauten aus den Jahren 1875–1925, Frankfurt 1984.
6. U. Reitmayer: Holztüren und Holztore in handwerklicher Konstruktion, Stuttgart 8/1979.
7. W. Lauter: Tür und Tor. Zwischen drinnen und draußen. Bibl. TB Nr. 180, 1980.
- Türimpressionen: Schöner Wohnen, 1980, S. 350.
8. H. Nachtigall: Oberhessische Hofstore. Leitlinien des Aufbaus und der Auszier. Hinweise zur Restaurierung, Gießen 1984.
9. H. Heidrich: Grenzübergänge. Das Haus und die Volkskultur in der frühen Neuzeit, in: Die Kultur der einfachen Leute..., herausgegeben v. R. v. Dülmen, München 1983, bes. S. 27, 32, Anm. 86.
- Wörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. XIII, Sp. 1185–1209 (Tür).
10. W. Wackerfuß: Die Neidköpfe des Odenwaldes, in: Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes, S. 199–218, Breuberg-Neustadt 1976.
11. G. Güterbock: Haus-, Hof- und Handwerkszeichen im Odenwald, in: Ländliche Kulturformen im deutsch. Südwesten, Festschrift für Heiner Heimberger, herausgegeben v. P. Assion, Stuttgart 1971, S. 37–52.

*Dr. Rainer Laun
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe*



33 SINSHEIM-HILSBACH, ehem. Leiningensches Amtshaus, 1732. Grotteske Maske (Neidkopf) am Oberlichtkämpfer (Kopie).



1 GOLDENE CLOISSONNESCHEIBENFIBEL aus Dittigheim (6. Jh.) mit deutlichen Spuren langer Nutzung: durchgeschauertes Rückseitenblech, Blechflickung an der Stelle des weggebrochenen Nadelhalters, schief aufgesetzte neue Halterung.

Ingo Stork: Friedhöfe der Merowingerzeit – historische Quellen, Bestand und Gefährdung

Als vor 20 Jahren R. Koch die erste Zusammenstellung und Auswertung der völkerwanderungs- und merowingerzeitlichen Funde des Main-Tauber-Gebiets vorlegte, standen ihm für das Gebiet zwischen Rhön und Jagst, Neckar und Frankenalb ganze 103 geschlossene Grabfunde aus dem Zeitraum vom 5. bis 7. Jahrhundert zur Verfügung. Auch im baden-württembergischen Gebietsanteil war damals kein einziger der zahlreichen Friedhöfe in aussagekräftigen Teilen, geschweige denn vollständig ergraben. Die in den verschiedenen Bundesländern unzureichenden rechtlichen Handhaben der archäologischen Denkmalpflege ebenso wie ihre personelle und finanzielle Ausstattung ließen ein rechtzeitiges, großflächiges Eingreifen bei Baumaßnahmen kaum zu. Mit der nach dem Kriege auch im ländlichen Raum massiv einsetzenden Erschließung notwendiger neuer Wohngebiete war damit das Schicksal unzähliger archäologischer Denkmale – nicht nur der Merowingerzeit – besiegelt. Gräberfelder dieser Epoche waren allerdings in besonders starkem Maße von der unbeachteten Zerstörung betroffen, liegen sie doch zumeist an flachen Hängen, nahe den alten Ortskernen; an Plätzen also, die heute bevorzugte Lagen für Wohnbaugebiete darstellen. Da die in den Orten gelegenen Holzbaustrukturen der Siedlungen des 5. bis 8. Jahrhunderts im allgemeinen längst überbaut sind, bilden die Friedhöfe für jene Zeit die wichtigste historische Quelle. Mit ihrer Zerstörung verloren nicht nur Archäologie und Landesgeschichte Forschungs- und Anknüpfungspunkte; so mancher Ort ging seit den 50er Jahren der bis dahin meist noch vorhandenen einzigen Quelle verlustig, die seine Geschichte über eine lapidare erste, zufällige urkundliche Erwähnung hinaus hätte zurückverfolgen lassen.

Seit sich die Situation der archäologischen Denkmalpflege durch das Denkmalschutzgesetz und ihre bessere

Ausstattung, aber auch durch das wiedererwachte historische Interesse breiter Bevölkerungskreise besserte, bestand auch im Main-Tauber-Gebiet verstärkt die Möglichkeit, merowingerzeitliche Gräberfelder im notwendigen Umfang vor ihrer Zerstörung zu erfassen. Ein Vergleich der in den letzten 15 Jahren in Baden-Württemberg und Bayern erzielten Ergebnisse mit den von R. Koch erschlossenen Friedhofs- und Gräberzahlen zeigt nun, daß nicht nur der Gesamtbestand wesentlich höher ist, sondern daß auch die Zerstörungen viel gravierender sind, als damals angenommen werden konnte. Trotz intensiver Bemühungen und zahlreichen Rettungsgrabungen der Denkmalämter konnten bis heute nur zwei Gräberfelder in Mainfranken entdeckt werden, die vor der notwendigen Ausgrabung noch weitgehend vollständig erhalten waren. Sehr viel häufiger erwies sich dagegen, daß wesentliche Teile der Nekropolen bereits unbeobachtet überbaut und damit zerstört worden sind. Die Chancen für die Entdeckung noch erhaltener Friedhöfe müssen von daher als gering bewertet werden, zumal dafür in Frage kommende Areale kaum noch zur Verfügung stehen.

Dabei ist die Merowingerzeit eine Periode, die wie keine andere große Mengen auffälliger Grabfunde liefert, bedingt durch die gleichmäßig geübte Sitte, die Toten in ihrer Tracht und mit ihren Waffen zu bestatten. Bestattungsplätze mit mehreren hundert Gräbern bilden keine Seltenheit. Sie sind auch im Main-Tauber-Gebiet mehrfach belegt oder erschließbar. Wenigumstadt in Unterfranken mit 265 Bestattungen, die ca. 60% der ursprünglich vorhandenen Zahl repräsentieren, sei hier nur als Beispiel genannt. Ähnliche Größen lassen sich für Mergentheim und wohl ein Dutzend weiterer Plätze vermuten. So besehen, dürfte eine Zahl von mindestens 10 000 ursprünglich vorhandenen merowingischen Gräbern in diesem Raum nicht zu hoch gegriffen sein.

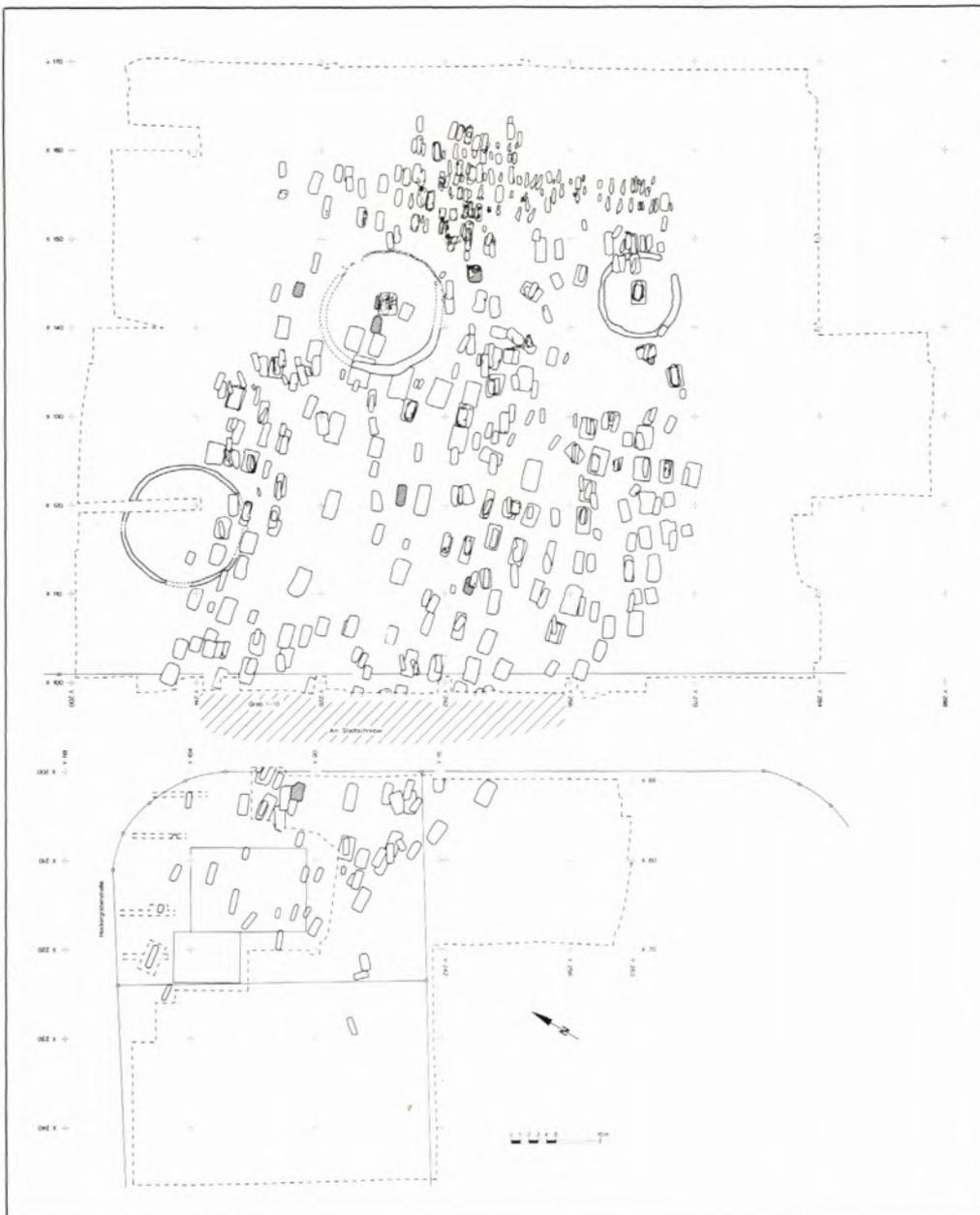
Nach den Grabungsbefunden und Fundmeldungen müssen wir damit rechnen, daß davon nur mehr bestenfalls die Hälfte erhalten ist. Aber nicht das einzelne Grab bietet für diese Zeit die wesentliche Aussagequelle, sondern der vollständige Friedhof, der die Entwicklung der jeweiligen Gemeinschaften verfolgen läßt. Gerade diese Denkmälergattung ist aber heute bereits in extremem Maße reduziert. Fast alle bekannten Nekropolen sind nur mehr in Teilbereichen erhaltene „archäologische Ruinen“.

Main-Tauber-Gebiet

Es darf daher als Glücksfall gelten, wenn, wie in Tauberbischofsheim-Dittigheim, die angeschnittenen Gräber eines bis dahin unbekanntes Friedhofs nicht verschwiegen beseitigt, sondern dem Landesdenkmalamt gemeldet wurden. Von der Entdeckung im Jahr 1973 über die Untersuchung einer Baugrube 1975 und die erste Flächenuntersuchung 1976 bis zur unvermeidlich notwendigen, vollständigen Ausgrabung von 1983 bis 1985 gelang es dann, das archäologische Denkmal vor

unkontrollierter Zerstörung weitgehend zu bewahren. Über 90% des Friedhofs, 563 merowingische Gräber, konnten so erfaßt werden. Eine Voraussetzung dafür bestand freilich in der Tatsache, daß das Areal des Gräberfelds erst spät in das Blickfeld moderner Bauinteressen geriet. Noch die Flurkartenausgabe von 1957 zeigt das Dorf Dittigheim in einer Ausdehnung, die der des 19. Jahrhunderts im wesentlichen entspricht (Abb. 3). Hätte die Bebauung hier früher eingesetzt, so wären längst ähnlich hohe Verluste archäologischer Substanz wie in Tauberbischofsheim oder Mergentheim entstanden. So aber weist Dittigheim den bisher umfangreichsten, in sich geschlossenen Fundbestand der Merowingerzeit in Mainfranken auf.

Am Grabungsbefund des Friedhofsplans läßt sich die wissenschaftliche Bedeutung solch weitgehend ergrabener Nekropolen gut erläutern (Abb. 2). Schon die Gräberzahl zeigt, daß wir den langfristig belegten Bestattungsort einer dörflichen Siedlung, nach der Lage zweifellos des Ortes Dittigheim, vor uns haben. Der Gräberfeldtypus „Ortsfriedhof“, der im Gegensatz etwa



2 PLAN des fränkischen Friedhofs bei Dittigheim aus dem 5.-8. Jahrhundert. Schraffiert: Pferdegräber.

3 LAGE des merowingischen Gräberfeldes zum heutigen Ort Dittigheim, der bis zur Mitte der 50er Jahre noch kaum über seinen historischen Kern hinausgewachsen war.



zu „Adelsnekropole“, Friedhöfen später Ausbauorte, Bestattungen bei Hofstellen oder in Kirchen steht, ist damit festgelegt. Weiterhin fällt auf, daß die einzelnen Anlagen überwiegend nicht dem typischen „Reihengräberschema“ folgen, sondern sich Gruppen nahe beieinanderliegender Bestattungen abzeichnen; eine Eigenart, die besonders bei fränkischen Gräberfeldern geläufig ist.

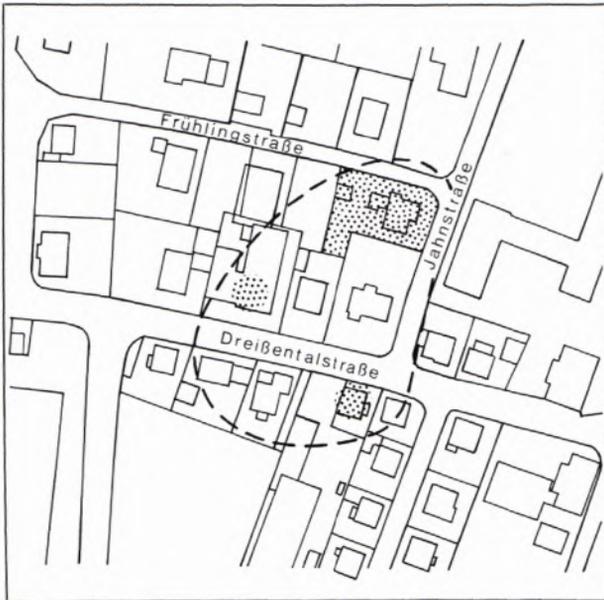
Besonders augenfällig erscheinen die drei Kreisgräben, zu denen ehemals vorhandene Hügel ergänzt werden müssen. Die hier Bestatteten nahmen gegenüber der übrigen Bevölkerung eine Sonderstellung ein, die es ihnen gestattet, sich durch solche aufwendigen Grabmonumente sichtbar hervorzuheben. Die Zentralbestattungen derartiger Hügel sind im allgemeinen und so auch in Dittigheim antik beraubt worden. Dennoch geben uns die wenigen unberaubten Beispiele und die wenigen verbliebenen Inventarreste genügend Hinweise auf die überragende Stellung der hier Beigesetzten. Die Funde bezeugen ihren aufwendigen Lebensstil: Schenkeimer aus Holz mit Eisenbeschlägen und Bronzebecken, aus dem Rheinland importierte Gläser sowie wertvolles Pferdegeschirr fanden sich in unberaubt gebliebenen Nebenbestattungen der Hügel ebenso wie separat beigesetzte Reitpferde und Jagdhunde. Aufwendiger Grabbau, reiche Trachtausstattung und Beigaben sowie die sichtbare Absonderung von der übrigen Dorfgemeinschaft lassen darauf schließen, daß diese Leute nicht nur über Vermögen und Abhängige verfügten. Eine starke Familien-, vielleicht auch Gefolgschaftstradition wird in den Neben- und Nachbestattungen der Hügel ebenfalls deutlich. So liegt es nahe, diesen Personen-

kreis auch als politisch führend anzusehen, ihn mithin als Adel zu bezeichnen.

Die Kreisgräben sind in das 7. Jahrhundert zu datieren. Sie waren aber nicht die ältesten Grabhügel im Gräberfeld. Vielmehr hat man bereits im 6. Jahrhundert über einzelnen Gräbern kleine Erdhügel aufgeschüttet, wie kreisförmige Freiräume um einige Grabkammern erschließen lassen. Auch diese Bestattungen sind als reich zu bezeichnen, sie erreichen jedoch nicht die Qualität der späteren Gräber. Beispielsweise war es dieser Personengruppe im 6. Jahrhundert nicht ohne weiteres möglich, für schadhafte gewordene Trachtbestandteile entsprechenden Ersatz zu beschaffen. Mehrfach geflickte Fibeln (Abb. 1) sind keine Seltenheit. Die Frage, ob in diesen reichen, gleichwohl jedoch im Rahmen einer Dorfgemeinschaft verbleibenden Leuten die Ahnen der später führenden Familien zu sehen seien, wird sich wohl bei einer späteren detaillierten Auswertung klären lassen.

Wie die Betrachtung des Planes zeigt, wurden in Dittigheim besonders häufig jüngere Bestattungen in gleicher Ausrichtung auf ältere Grabgruben gelegt. Dabei handelt es sich nicht um zufällige Überschneidungen, sondern es wurden vielmehr die älteren Grabstätten bewußt aufgesucht. Dies spricht für Bindungen der hier Beigesetzten, die am ehesten verwandtschaftlicher Art gewesen sein dürften. Gleichwohl nutzte man dabei oft die Gelegenheit, das Vorgängergrab gründlich auszuplündern.

Zum jetzigen Zeitpunkt, vor Restaurierung der zahlreichen Funde und Auswertung der umfangreichen Dokumentation, wäre es verfrüht, auf Einzelheiten des Be-



4 OBERKOCHEN, Lage des alamannischen Friedhofs im Bereich Dreißental- und Frühlingstraße mit der heutigen Bebauung und seinen ungefähren Grenzen. Punktiert: Sicher bekannte Grabstellen.

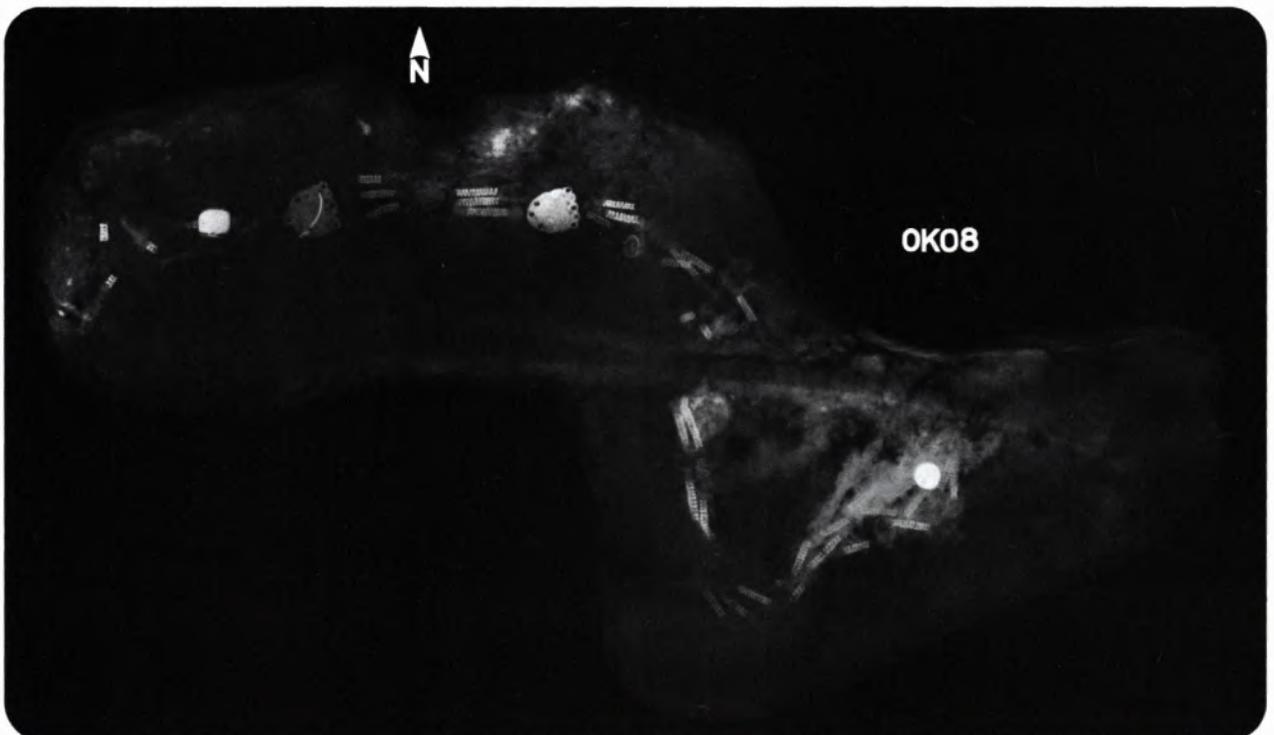
gungsablaufs, der sich über rund 300 Jahre, von der Mitte des 5. bis ins 8. Jahrhundert erstreckt, einzugehen. Grundlage dafür bietet die vollständige und großflächige Erfassung der Gräber. Darauf aufbauend können dann Fragen nach der Bevölkerungsgröße und ihrer Entwicklung, aber auch nach Trachtveränderungen, gesellschaftlichen sowie religiösen Wandlungen und schließlich nach Zeit und Umständen der Ortsentstehung geklärt werden. Gerade letzteres dürfte in Dittigheim allerdings nur noch in eingeschränktem Maße möglich sein: der gleichsam als „Schneise“ durch den

Friedhof geschlagenen Straße sind 1973 offenbar gerade ältere Friedhofsteile zum Opfer gefallen. Nicht nur museal wertvolle Gegenstände, sondern vor allem wichtige Quellen zur Orts- und Landesgeschichte wurden so zerstört oder unzugänglich. Andererseits läßt sich am Ostrand der Nekropole ein Belegungsabschnitt aufzeigen, der durch zahlreiche, gut nach Osten ausgerichtete, beigabenlose Gräber charakterisiert ist. Hier erfassen wir die jüngste Nutzungsphase der Zeit nach 700 mit deutlich christlich geprägten Bestattungssitten. Nach der Anzahl der Gräber zu schließen, muß der Platz noch lange Zeit im 8. Jahrhundert als Friedhof gedient haben. Er reicht damit in jene Zeit, in der mit der Gründung (725/35) des Lioba-Klosters in Tauberbischofsheim die historische Überlieferung für diesen Raum beginnt. Ein so langes Festhalten am alten Begräbnisort ist ungewöhnlich und konnte hier nur durch die systematische und vollständige Erfassung auch der beigabenlosen Gräber nachgewiesen werden.

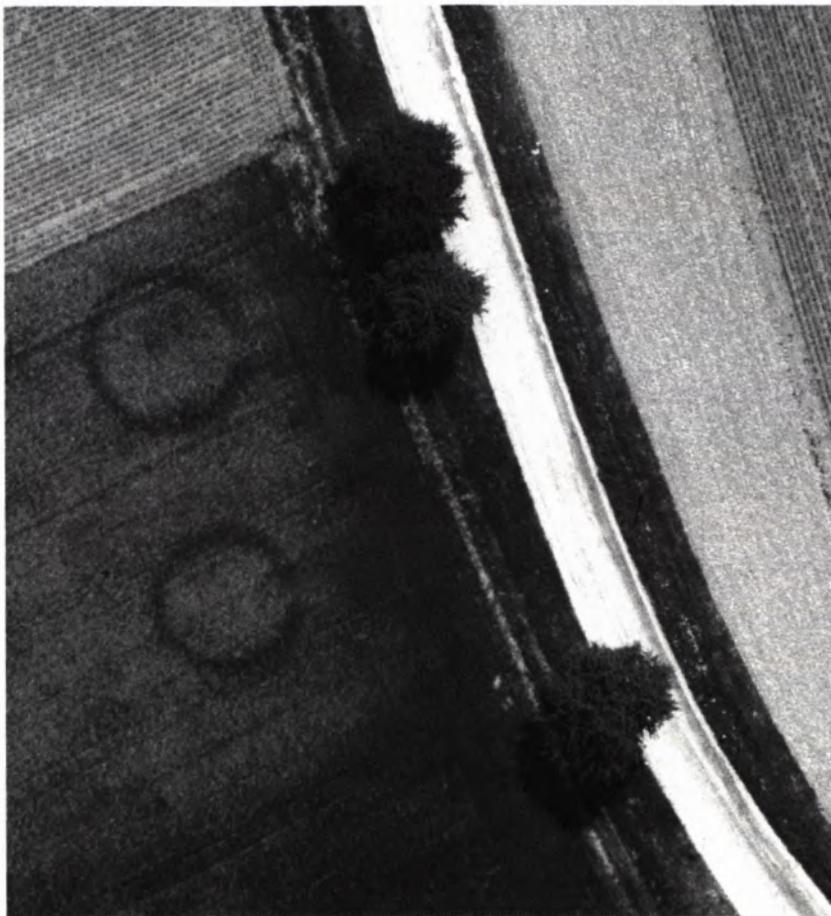
Ostalb-Region

Die hier am Beispiel Dittigheim angesprochenen Ausagemöglichkeiten eines möglichst weitgehend untersuchten Friedhofs kontrastieren, wie eingangs erwähnt, mit der archäologischen „Normalsituation“. Auch die für die Merowingerzeit gut erschlossene Fundregion der Ostalb kann trotz einiger großflächig gegrabener Friedhöfe (z. B. Kirchheim/Ries, Neresheim-Köisingen, Bopfingen, Sontheim, Kr. Heidenheim) kaum einen Bestattungsplatz aufweisen, der, mit den üblichen Anfangsverlusten bis zur Entdeckung, als vollständig erhalten und untersucht gelten kann, wenn man von dem Sonderfall Niederstotzingen, Kr. Heidenheim, und dem kleinen Friedhof von Giengen an der Brenz einmal abieht. Allerdings sind in einigen Fällen, bei Sontheim und Kirchheim, wenigstens fundierte Schätzungen der Gräberzahl und der Belegungszeit möglich.

5 RÖNTGENAUFNAHME eines in situ eingegipsten Gürtelgehänges des 7. Jahrhunderts aus Oberkochen. Die Aufnahme zeigt den genauen Lagebefund, Voraussetzung für die spätere Restaurierung und Rekonstruktion.



6 LUFTBILD eines bisher unversehrten alamannischen Friedhofes mit zwei Kreisgräben bei Riesbürg, Ostalbkreis. Luftbild freigegeben durch Reg. Präs. Düsseldorf 43 K 769.



Demgegenüber zeigen aber die zahlreichen nur mehr bruchstückhaften Befunde, beispielsweise in Oberkochen (Ostalbkreis), daß auch hier die weitaus meisten Gräberfelder bereits heute nur noch ausschnittsweise erhalten sind. Einer der dort noch bis zum Zweiten Weltkrieg fast vollständig erhaltenen Friedhöfe mit mehreren hundert Gräbern wurde danach Zug um Zug durch Überbauung zerstört (Abb. 4). Obwohl so viele Bestattungen unmöglich zu übersehen waren, erfolgte keine Fundmeldung. Als dann 1980 eine Baufirma in der letzten verbliebenen Parzelle ca. 30 Gräber abgeschoben hatte, war es dem Zufall, Kindern spielten mit einem Totenschädel, zu verdanken, daß die archäologische Denkmalpflege schließlich verständigt wurde. Die darauf durchgeführte Grabung ließ den Verlust ermes- sen, der hier an historischer Substanz bereits eingetreten war.

Dennoch sind Untersuchungen auch derart bruchstückhafter Ausschnitte der Gräberfelder aus mehreren Gründen unverzichtbar. Auch sie geben noch Hinweise auf die Besiedlungs- und damit Landesgeschichte. Der ohne Grabung nicht beurteilbare Erhaltungszustand von Befunden zur Trachtgeschichte (Abb. 5), die Möglichkeit dendrochronologisch verwertbare Hölzer anzutreffen oder die Kombination archäologischer und anthropologischer Daten liefern weitere Gründe. Nicht zuletzt spielen auch antiquarische Gesichtspunkte eine Rolle: wissenschaftlich und museal wertvolles Gut kann nicht dem Auffüllplatz überlassen werden. Reiche Bestattungen mit einer Vielzahl von Informationen liegen häufig in den Ortsfriedhöfen, wofür die alamannisch-fränkische Adlige von Wittislingen (Donau-Ries-

Kreis) nur ein Beispiel unter vielen ist. Hinzu kommt, daß sich Art und Ausdehnung eines neu entdeckten Gräberfelds ohne archäologische Untersuchung nicht ansprechen lassen. Dabei kann sich eine solche Grabung als Investition für zukünftige Erkenntnisse erweisen, nämlich u. a. dann, wenn spätere Baumaßnahmen eine Ergänzung und Fortsetzung der archäologischen Feldarbeit erfordern.

Jeder der heute bekannten merowingischen Friedhöfe ist irgendeinmal entdeckt worden. Diese Entdeckungsumstände – zumeist Bauarbeiten – bringen es zwangsläufig mit sich, daß dabei ein mehr oder minder großer Teil der historisch-archäologischen Substanz zerstört worden ist. Erst moderne technische und naturwissenschaftliche Methoden wie Magnetometerprospektion und Luftbildarchäologie ermöglichen heute unter bestimmten Umständen ein vorheriges und frühzeitiges Erkennen archäologischer Denkmale. Der alamannische Friedhof auf Markung Riesbürg (Ostalbkreis) (Abb. 6), dessen Entdeckung O. Braasch verdankt wird, ist ein eindruckliches Beispiel für die Bedeutung der Luftbildprospektion in der archäologischen Denkmalpflege. Wenn wir aus den Fakten heute einen weitgehenden Verlust vollständig erhaltener Friedhöfe der Merowingerzeit befürchten müssen, so ergibt sich daraus die Notwendigkeit, die wenigen derartigen Beispiele als besonders erhaltenswert einzustufen.

*Dr. Ingo Stork
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1*

Personalia



Willi Klein †

Am 24. September 1985, nur wenige Wochen nach seinem 83. Geburtstag, ist in Bruchsal der Maler und Restaurator Willi Klein gestorben, der von 1951 bis 1967 als Restaurator dem Staatlichen Amt für Denkmalpflege in Karlsruhe angehört hatte.

Willi Klein, am 3. September 1902 in Bruchsal geboren, ließ schon früh Talent und Neigung zu künstlerischem Tun erkennen und begann nach Abschluß der Schule eine Handwerkslehre bei einem Bruchsaler Malermeister. Dort entdeckte ihn der damals bekannte und angesehene Bruchsaler Kunstmaler Willi Sauter, nahm sich seiner an und förderte ihn auf vielen Gebieten künstlerischer Technik soweit, daß Klein schon bald nach Abschluß seiner Handwerkslehre künstlerische Arbeiten vorlegen konnte, die ihm den Eintritt in

die Landeskunstschule in Karlsruhe ohne den Besuch einer Vorbereitungs-klasse eröffneten. Nach dreijährigem Studium u. a. bei den Professoren A. Babberger und W. Schnarrenberger lebte Willi Klein als freier Künstler (Maler, Graphiker und Bildhauer) in Bruchsal und konnte noch vor dem Krieg erste Erfolge auf Ausstellungen in Berlin, München und Baden-Baden ernten.

Der Neuanfang nach dem Krieg war schwierig. Klein hatte bei der Zerstörung von Bruchsal seinen ganzen Besitz und die Mehrzahl seiner Arbeiten verloren, und die Kunst allein konnte die vierköpfige Familie nicht ernähren. Klein mußte sich nach einem sicheren Broterwerb umsehen. Er fand ihn bei der Denkmalpflege in Karlsruhe zunächst in Form von Einzelaufträgen, von 1951 an in fester Anstellung als Restaurator. Das Berufsbild des Restaurators war damals noch wenig konturiert, die Arbeit der Dienststellen der Denkmalpflege andererseits bei geringem Personalstand wenig differenziert. So entsprach die Allround-Ausbildung, die Willi Klein genossen hatte, recht genau den Bedürfnissen des Amtes, hatte sie doch den Anforderungen von zwei in Zielen und Arbeitsweisen recht verschiedenen Abteilungen gerecht zu werden. So ergab sich schnell, daß Kleins Kenntnisse und Fähigkeiten auch über Werkbank und Zeichentisch hinaus in ihrer ganzen Breite in Anspruch genommen wurden, und er bald der am meisten gebrauchte Mann im Amt war. Dabei zeigte sich, daß er über Künstler und Techniker hinaus auch über diplomatische Fähigkeiten verfügte. Oft gleichzeitig von mehreren Seiten her mit Aufträgen angegangen, wußte er geschickt die Rangfolge von Auftrag und Auftraggeber mit Zeit- und Arbeitsbe-

dingungen und wohl auch mit den eigenen Neigungen in Einklang zu bringen, ohne irgendwo anzuecken. Den gleichgestellten Arbeitskollegen gegenüber hat sein enormer Fleiß und die oft leidenschaftliche Versponnenheit in seine Arbeit konfliktfreien Abstand geschaffen. So war man immer wieder von neuem erstaunt, wenn der verschlossene Mann bei Gemeinschaftsveranstaltungen das Wort ergriff und in Prosa oder Versen von brillantem Witz den Alltag der Dienststelle in Vorgängen und Akteuren glossierte und mit frechem Stift festhielt oder mit reizvoll verpackten Respektlosigkeiten sich an die Vorgesetzten wandte.

In dem immer kleiner werdenden Kreis derer, die Willi Klein gekannt und erlebt haben, werden gerade diese menschlichen Seiten besonders tiefe Erinnerungen hinterlassen haben. In der Dienststelle sollte er unvergessen bleiben als ein Mann, der hervorragende Fähigkeiten auf vielen Gebieten mit stets gleich bereitem Fleiß eingesetzt und damit der Denkmalpflege in den schwierigen Jahren ihres Anfangs uneigennützig gedient hat. Wir wollen dankbar seiner gedenken. *Albrecht Dauber*

Mitteilung

3. Ludwigsburger Fachseminar Gartendenkmalpflege mit internationaler Beteiligung

Termin:

2.-4. Oktober 1986

Ort:

Schloß Ludwigsburg, Marmorsaal

Veranstalter:

DGGL-Landesgruppe Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Alfons Elfgang

Garten- und Landschaftsarchitekt

Themenübersicht:

Gartendenkmalpflege im In- und Ausland

- Vorstellung neuer wissenschaftlicher Studien

- Beispiele aus der Praxis

- Exkursion

Teilnehmerkreis:

Denkmalpfleger, Garten- und Landschaftsarchitekten, Historiker, Architekten, Angehörige aus Wissenschaft und Forschung, Fachbehörden-Landespflege, Forstwirtschaft, Hochbau, Städtebau etc.

Teilnehmerbeitrag: ca. 350 DM

Organisation:

Alexander Mohrenweiser

Freier Garten- und Landschaftsarchitekt BDLA, Lilienthalstr. 23, Telefon (0711) 79 23 07 + 79 21 91, 7022 Leinfelden-Echterdingen

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotografien stellten zur Verfügung:

Derix, Rottweil 65;

J. Feist, Pliezhausen 60, 64 Abb. 6;

H. Hell, Reutlingen 58, 59;

J. Michler, Tübingen Titelbild, 64 Abb. 7;

Münsterbauamt Ulm 51;

Stadtarchiv Ulm Negativ Nr. 71/61-77 (Luftbild) 55 Abb. 13;

LDA - Karlsruhe 66-78;

LDA - Stuttgart 79, 82, 83;

LDA - Tübingen 49, 50, 52 Abb. 7, 53.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

Stadt Ulm 56;

LDA - Stuttgart 80-82;

LDA - Tübingen (Zeichng. J. Michler) 62, 63.

Aus: Bauzeitung für Württemberg etc., Nr. 43/1906, 52 Abb. 8

Aus: Städtebau, Heft 3-4/1925, 54 Abb. 10.

Aus: Wasmuths Monatshefte für Baukunst, Heft 9/1925, 54 Abb. 11

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1 (vergr.)

Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch

Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns
München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske
Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg
München/Berlin 1973

Band 3 (vergr.)

Stadtkern Rottweil. Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt
München/Berlin 1973

Band 4 (vergr.)

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemssen
Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke
München/Berlin 1974

Band 5

Der Altar des 18. Jahrhunderts. Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe
München/Berlin 1978

Band 6

Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber
und
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von
Hans Huth,
mit Beiträgen von
E. Gropengießer,
B. Kommer,
E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises
München/Berlin 1983

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Vertrieb:
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 1

Günter P. Fehring
Unterregenbach. Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche
Stuttgart 1972

Band 2

Antonin Hejna
Das „Schlößle“ zu Hummertsried. Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts
Stuttgart 1974

Band 3

Barbara Scholkmann
Sindelfingen/Obere Vorstadt. Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters
Stuttgart 1978

Band 4

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine
Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee
Stuttgart 1979

Band 6

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979

Band 7

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981

Band 8

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1983

Fundberichte aus Baden-Württemberg
E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung
(Nägele u. Obermüller)

Band 1 Stuttgart 1974
Band 2 Stuttgart 1975
Band 3 Stuttgart 1977
Band 4 Stuttgart 1979
Band 5 Stuttgart 1980
Band 6 Stuttgart 1981
Band 7 Stuttgart 1982
Band 8 Stuttgart 1983
Band 9 Stuttgart 1984
Band 10 Stuttgart 1986

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1

Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg
Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)
Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch
Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)
Stuttgart 1973

Teil 2:
Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle
Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)
Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck
Arae Flaviae 1. Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil
Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960
Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen
Helga Schach-Döriges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Stuttgart 1978

Band 12

Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden
Stuttgart 1982

Band 13

Mostefa Kokabi
Arae Flaviae II. Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil
Stuttgart 1982

Band 14

U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim
Stuttgart 1983

Band 15

Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsort und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)
Stuttgart 1983

Band 16

Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)
Stuttgart 1983

Band 17

Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim
Stuttgart 1984

Band 19

Udelgard Körber-Grohne
Hansjörg Küster
Hochdorf I
Stuttgart 1985

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörrikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörrikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologie des Mittelalters
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Archäologie des Mittelalters
Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 29 90

Archäologie des Mittelalters
Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21